

INTEGRATIVE THERAPIE

ZEITSCHRIFT FÜR VERGLEICHENDE PSYCHOTHERAPIE UND METHODENINTEGRATION

REDEN ÜBER DEN SEX

Psychotherapie als Spannungsfeld von Freier Rede und Tabuierung

Hans Waldemar Schuch, Auflösungserscheinungen
und Normalisierungseinpfl egungen - Reden über den Sex

Tadeja Lackner-Naberžnik, Sexuelle Rollenbilder im
Märchen - gezeigt am Beispiel des Rotkäppchenmotivs

Michael Stiels-Glenn, „Im Stich gelassen“ - Besonderheiten
in der Therapie pädophiler Männer

Buchbesprechungen



Volume 38, No. 2 (Oktober 2012)

Inhalt

Editorial: <i>Hans Waldemar Schuch</i>	95
<i>Hans Waldemar Schuch</i> , Auflösungserscheinungen und Normalisierungseinpfl egungen - Reden über den Sex	103
<i>Tadeja Lackner-Naberžnik</i> , Sexuelle Rollenbilder im Märchen - gezeigt am Beispiel des Rotkäppchenmotivs	167
<i>Michael Stiels-Glenn</i> , „Im Stich gelassen“ - Besonderheiten in der Therapie pädophiler Männer	189
Buchbesprechungen	204

Editorial

In diesen Tagen einen Band „Reden über den Sex“ zu edieren, bedarf der Begründung. Warum also einen Band über den Sex – dann auch noch „Reden über den Sex“?

Zunächst zu *Reden über den Sex*: Bereits der Titel verweist auf die Ansicht, dass es *den* Sex nicht gibt. Es bildet mittlerweile einen anerkannten Brauch, bereits sprachlich der Ontologisierung der Sexualität zu wehren. In diesem Sinne lautet die These der hier versammelten Essays, dass die Sexualität, die angeblich natürlichste Sache der Welt, im Kontext von Herrschaftspraktiken tatsächlich erst durch Reden gebildet wird – dies sowohl im Hinblick auf ihre Entstehung als auch ihre Entwicklung. Dies wiederum führt zur These, Sexualität sei ein historisches Phänomen. Ein bestimmter Bereich menschlichen zwischenleiblichen Erlebens und Verhaltens wurde im Lauf der Geschichte als Sexualität begriffen.

Sexualität scheint heute für die Psychotherapie Anathema. Sie spielt allenfalls im Hinblick auf sexuelle Störungen oder im Zusammenhang mit sexuellen Traumatisierungen noch eine gewisse, eingeschränkte Rolle. Ansonsten kommt sie eher peripher zur Sprache.

Das war keineswegs immer so. Werfen wir deshalb einen kurzen Blick auf die Geschichte. Für den Begründer der Psychoanalyse, *Sigmund Freud* (1856 – 1939), bildete bekanntlich die Annahme eines Sexualtriebs den Ausgangs- und Mittelpunkt seines Entwurfes. *Freuds* Trieblehre behauptete in ihrer letzten Version einen Sexual- und einen Todestrieb. *Freud* vertrat einen erweiterten Sexualitätsbegriff. Ihm zufolge war die Sexualität das zentrale Movens für die gesamte psychische Entwicklung des Menschen. Seine Trieb-Psychologie sah den Konflikt zwischen sexuellem Trieb und zivilisatorischen Anforderungen zentral für die Entstehung der Neurose und das Unbehagen in unserer Kultur.

Schon zu seinen Lebzeiten musste sich *Freud* mit abweichenden Ansichten von Kollegen und Schülern auseinandersetzen. Bei den Kollegen sind insbesondere *Alfred Adler* (1870 – 1927) und *Carl Gustav Jung* (1875 – 1961) zu nennen, die *Freud* von seiner Triebtheorie nicht zu überzeugen vermochte. Bei den Schülern sind allen voran *Sándor Ferenczi* und *Otto Rank* zu nennen, die sich auf unterschiedliche Weise von der Triebtheorie wegbewegten. Später trat der Dissident und Begründer der Gestalttherapie *Friedrich Salomon Perls* (1893 – 1970) auf, der mit dem Hunger-Aggressionstrieb eine eigene Triebtheorie neben *Freuds* gestellt hatte.

Immerhin hatte unter Berufung auf *Freud* Anfang der zwanziger Jahre *Wilhelm Reich* (1897 – 1957) Studien über den Orgasmus angestellt, seine Theorie über die *Funktion des Orgasmus* formuliert und den *genitalen Charakter* zum Höhepunkt und Ziel seiner Charakteranalyse erhoben.

Noch zu *Freuds* Lebzeiten hatte innerhalb der Psychoanalyse eine Abkehr von der

Triebtheorie eingesetzt. Ein früher, richtungsweisender Protagonist dieser Absetzbewegung war, wie schon gesagt, *Sándor Ferenczi*. *Ferenczis* Aufmerksamkeit galt zunehmend dem präödpalen Bereich. *Ferenczi* tendierte in Form diskreter Akzentverschiebungen (*Harmat* 1988) – trotz seiner *Genitaltheorie* – immer mehr in Richtung erlebnistheoretischer Ansichten. Er sah weniger die von *Freud* dogmatisch behauptete ödipale Situation als vielmehr das Hineinwachsen des Kindes in die Erwachsenenwelt, insbesondere die fehlende Anpassung der Familie an das Kind sowie die Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind als Problem an.

Ferenczis Schüler und Freund *Michael Balint* (1896 – 1970) hatte die Triebtheorie weitgehend verlassen, indem er sich der frühen Objektbeziehung widmete, eine Theorie der Grundstörung und therapeutische Aspekte der Regression im Hinblick auf einen Neubeginn formulierte.

Heute geben in der Psychoanalyse vor allem Theorien über *Objektbeziehungen* den Ton an. Von Sexualität als zentrales menschliches Movens ist da kaum noch die Rede. *Anna Freud* (1895 – 1982) hatte sich noch 1974 in einem Brief von der Objektbeziehungstheorie abgegrenzt, der sie nachsagte, sie verfehle das Wesentliche an der Psychoanalyse, die sie als eine Fehlentwicklung und Verharmlosung der Psychoanalyse ansah, weil sie das Schwierige der *Freudschen* Theorie wegließ (vgl. *Young-Bruehl* 1995, 354).

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Sexualität im Zusammenhang mit der Studentenbewegung und deren Anliegen der Befreiung von bürgerlichen Repressionen erneut großes Thema. Die Idee der Befreiung der Gesellschaft war zumindest eine Zeit lang mit der Idee der Befreiung der Sexualität verknüpft. Die Hippiebewegung proklamierte im Zeichen des Wassermanns ein Zeitalter der Liebe, in dem promiskuitive Glückseligkeit herrschen sollte. Zu jener Zeit nahm die sexualwissenschaftliche Forschung Aufschwung. Sexuelle Aufklärer produzierten Bestseller. Die Entwicklung der Anti-Baby-Pille in den sechziger Jahren hatte zu einem Anstieg sexueller Aktivitäten und vorübergehend zu der Illusion folgenlosen sexuellen Genusses geführt. Die Schwulen- und Lesbenbewegung gewannen Einfluss. Die Verbreitung des Humanen Immundefizienz-Virus (HIV) ließ in Sachen Sexualität jedoch wieder Hemmung einziehen.

Die zerfallende Studentenbewegung der späten sechziger, Anfang der siebziger Jahre ging großenteils – soweit sie nicht resignierte, oder den „Marsch durch die Institutionen“ antrat, oder „Fluchtversuche“ (*Eisenberg, Thiel* 1973) in sterile, pseudoproletarische Avantgarde-Organisationen unternahm – ging großenteils in eine Psychobewegung, genauer in eine psychosexuelle Selbstfindungs- und Befreiungsbewegung über. So wurde *Wilhelm Reichs* historische *Funktion des Orgasmus* wieder ausgegraben, und es wurden *Orgasmusschwierigkeiten* diskutiert und weltweit besungen, wie „I Can't Get No Satisfaction“. Es wurden Beziehungen geklärt und Hemmungen überwunden.

Neben der traditionellen Psychotherapie, deren Theorie und Praxis damals noch weitgehend psychiatrisch oder psychoanalytisch dominiert war, kam es einerseits zum US-Import und zur Entwicklung von psychologischen, verhaltenstheoretisch und lerntheoretisch begründeten und forschungsgestützten Psychotherapieverfahren, die sich insbesondere an den Psychologischen Instituten der Universitäten etablierten. Andererseits kam es zu US-Importen von sich als humanistisch und ganzheitlich deklarierenden, spontan-heroischen Erlebnisentdeckungsverfahren, die vorübergehend den Rang einer sozialen Bewegung einnahmen und eine neue Kultur des Miteinanders anstrebten. Diesen Verfahren ging es um Selbsterfahrung und Selbstfindung, um die Entdeckung von Lebensfreude und Lebenssinn und nicht zuletzt um die Überwindung der bürgerlichen Konvention zugunsten eines neuen Lebensstils. Die damalige Psycho-Szene war gebildet durch Erlebnis-Entdeckungs-Workshops, Selbsterfahrungsgruppen, Encounters und Marathons, in denen je nach ideologischer Ausrichtung Elemente von Psychodrama, Gestalttherapie, Bioenergetik, Transaktionsanalyse, Urschrei, Psychosynthese sowie Meditation, Tantrische Praktiken und Transzendentaler Sex kombiniert wurden. Diese Veranstaltungen bildeten die heute gern verschwiegenen, kreativen Anfangsgründe einer Reihe von mittlerweile wissenschaftlich und sozialrechtlich anerkannten oder noch Anerkennung suchenden Psychotherapieverfahren.

Mit der professionellen Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung der Psychotherapie, insbesondere auch ihrer gesetzlichen Regelung, hielt regelrecht eine sittliche und moralische Wende in die Psychotherapieszene Einzug. Für ungut befundene und als gefährdend angesehene Praktiken wurden kritisch in den Blick genommen und problematisiert. Es setzte eine Sensibilisierung für Schäden ein, die durch diese Praktiken bewirkt werden konnten. Die Themen Machtmissbrauch, sexueller Übergriff und Traumatisierung prägten eine Zeit lang die Diskurse und wurden Gegenstände ethischer Überlegungen und berufsrechtlicher Ordnungen. Die Psychotherapie suchte gesellschaftliche Anerkennung, näherte sich gesellschaftlichen Konventionen und wollte sich als anständiger Beruf etablieren. Sie gerierte sich zunehmend als medizinisiertes Heilverfahren für immer neu formulierte psychische Erkrankungen und drängte an die Töpfe der Krankenkassen - sich an deren Vorgaben anpassend. Von Sexualität, geschweige denn sexueller Befreiung war kaum noch die Rede. Bestimmte sexualtherapeutische Praktiken wanderten in die Esoterik-Szene oder in die Prostitution ab. Auch das wissenschaftliche Interesse an der Sexualität schien nachzulassen, was sich nicht zuletzt an dem Umgang mit den sexualwissenschaftlichen Instituten nach dem Tod oder der Emeritierung ihrer meist charismatischen Begründer und Leiter zeigte.

Die Erfindung des *Gender*, die Idee der sozial konstruierten geschlechtlichen Identität, die Übernahme und Propagierung dieses Theorems durch die Philosophie der Frauenbewegung sowie der Schwulen-, Lesben- und Queerbewegungen brachten die

historische Problematik in neuer Form in die Diskussion. Die Denaturalisierung der Sexualität zu einem sozialen Konstrukt transponierte die Rede über den Sex in eine zwar komplizierte, dennoch gesellschaftlich offenbar akzeptable Form, die immerhin in der Lage war, für einige Zeit die Diskurse zu dominieren und dadurch Bedeutung, Einfluss und Macht zu erlangen - bis hin zur bürokratischen Institutionalisierung des *Gender Mainstreaming* und der ideologisch-politischen Verordnung des *Doing Gender*.

In diesem Kontext erneut die Sprache auf den Sex zu bringen, *Reden über den Sex* zum Thema zu machen, mag da wie ein unbestellter, anachronistischer Zwischenruf vorkommen.

In meinem Essay „Auflösungserscheinungen und Normalisierungseinpflügungen – Reden über den Sex“ skizziere ich entlang *Foucaults*chen Theoremen in einem weiten Bogen durch die Diskurse bestimmte historische diskursive Entwicklungen in den Reden über den Sex, die sich im Ergebnis als selbstverständliche Ansichten sedimentieren und neue Normalitäten einpflegen. Einen Schwerpunkt setze ich auf das *Neue Denken* über den Sex. Am Beispiel der Transsexualität problematisiere ich die Praktik, den Körper zum Gegenstand von pathologisch und ideologisch motivierten Handlungen zu machen. Die Perspektiven der Psychotherapie sehe ich im Entwurf einer Humantherapie, in der die Sexualität besondere Beachtung findet. Im Ausblick spreche ich mich für eine sensible Phänomenologie und die Anerkennung der sexuellen Differenz aus.

Der Beitrag von *Tadeja Lackner-Naberžnik* „Sexuelle Rollenbilder im Märchen“ handelt von einer traditionellen Redeweise über den Sex, der des Märchens. Ihr Essay befasst sich insbesondere mit dem Rotkäppchenmotiv und dessen Bedeutung für und Auswirkungen auf Prozesse weiblicher Sozialisation. Sie zeigt mit dem Blick auf die Genesis und Tradierung des Rotkäppchenmotivs die Entstehung und bewusste Vermittlung von bestimmten geschlechtlichen Rollenbildern. Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass Frauen ursprünglich über ihre Sexualität selbst bestimmten und erst durch männliche Sittsamkeitsgebote entmachtet und zu den als weiblich ausgegebenen Tugenden von Duldsamkeit und Unterwerfung verpflichtet wurden.

Der Beitrag des Kriminologen und Polizeiwissenschaftlers *Michael Stiels-Glenn* „Im Stich gelassen – Besonderheiten in der Therapie pädophiler Männer“ befasst sich mit den Ursachen für die mangelnde Bereitschaft zur ambulanten psychotherapeutischen Versorgung von Pädophilen durch Vertragspsychotherapeuten. Er sieht die Gründe in derzeit herrschenden gesellschaftlichen Diskursen, die nicht hinterfragt werden, aber die Einstellungen von Therapeuten prägen. *Stiels-Glenn* vertritt die Auffassung, die Behandlung pädophiler Patienten sei möglich, dies erfordere aber bestimmte praktische und ethische Konsequenzen.

Zum Schluss dieses Editorials habe ich Dank abzustatten: Ich danke *Anton Leitner*, der diesen Band angeregt und mich mit der Herausgabe betraut hat. Großen Dank schulde ich der Redakteurin dieser Zeitschrift, *Christiana Maria Edlhaimb-Hrubec* für ihren immensen Einsatz, die hier versammelten Essays kundig und mit Hingabe, bei engem Zeitbudget, in die erforderliche Form zu bringen. Alle Essays haben durch ihre Kommentare gewonnen.

Zum Schluss möchte ich mich als Mitherausgeber dieser Zeitschrift verabschieden. *Hilarion Gottfried Petzold* hatte mich, nachdem *Hildegund Heintl* als Mitherausgeberin ausgeschieden war, in das Herausbergremium berufen. Dies war damals eine große Ehre für mich. Dafür schulde ich ihm Dank.

Prof. Dr. Hans Waldemar Schuch M.A.

Donau-Universität Krems, Universität für Weiterbildung
Department für Psychotherapie und Biopsychosoziale Gesundheit
mail@hwschuch.de

Literatur

Eisenberg Götz, Thiel Wolfgang (1973): *Fluchtversuche. Über Genesis, Verlauf und schlechte Aufhebung der antiautoritären Bewegung*. Gießen: Prolit-Buchvertrieb.

Harmat Paul (1988): *Freud, Ferenczi und die ungarische Psychoanalyse*. Tübingen: edition diskord.

Young-Bruehl Elisabeth (1995): *Anna Freud. Eine Biographie. Teil 2. Die Londoner Jahre*. Wien: Wiener Frauen-Verlag.

Hans Waldemar Schuch

Auflösungserscheinungen und Normalisierungseinpflügungen - Reden über den Sex

„Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in
den letzten Gipfel seines Geistes hinauf.“
Friedrich Nietzsche (1886), *Jenseits von Gut und Böse*

„Doch selbst dann, wenn man die Kontingenz jeglicher Ordnung
akzeptiert und Abweichungen zulässt, die den Keim andersartiger
Ordnungen in sich tragen, gerät man an einen Punkt, an dem sich
abermals die Geister scheiden.“
Bernhard Waldenfels (2008), *Grenzen der Normalisierung*

„Der Narr sprach:
Krönt mit eurer Lust mein Entzücken!“
Werner Filmer (1961), *Orion* und 41

0. Vorrede

0.1 Über Parrhesie

Michel Foucault (1926 – 1984) hatte in seinen *Berkeley*-Vorlesungen von 1983 (1996) sowie in seiner letzten Vorlesung an der *Sorbonne* 1984 (2010) mit dem Titel *Der Mut zur Wahrheit* die altgriechische philosophische Idee der *Parrhesie* entfaltet. Mit *Parrhesie* meinte er, offen die eigene Meinung zu sagen (*Foucault* 1996, 10), die Wahrheit zu sprechen (*ibid.*, 12), angesichts der Gefahr Mut an den Tag zu legen, anstatt in der Sicherheit eines Lebens auszuruhen, in dem die Wahrheit unausgesprochen bleibt (*ibid.*, 15), auch Kritik am Gesprächspartner oder an sich selbst nicht zu scheuen (*ibid.*, 16).

Der Idee der *Parrhesie* fühlen sich auch meine *Reden über den Sex* verpflichtet. Ich stelle mich damit in die gute Tradition der Integrativen Therapie (*Petzold* 2003), die das *Foucaultsche* Parrhesie-Postulat als Wesensmerkmal ihres kulturkritischen Engagements aufgenommen hat. Demnach hätte Therapie immer auch eine kulturschaffende und kulturkritische Dimension, wäre Kulturarbeit im Sinne eines soziokulturellen Modells. Sie hätte nicht nur die Exzentrizität mit Blick auf Persönliches zu fördern, sondern auch auf die gesellschaftliche Situation. Sie hätte die Kraft und den Mut zur Offenheit, Klarheit und freimütige Rede zu vermitteln, zur Parrhesie, die Devolution und Entfremdung entgegentritt und für ein „gutes Leben“ in kultureller Vielfalt und Freiheit eintritt (vgl. *ibid.*, 26).

In diesem Essay werde ich immer wieder auf Aussagen von *Michel Foucault* Bezug nehmen. Auch wenn man *Foucault* und seinen Ansichten kritisch gegenüberstehen

mag, wofür sich eine ganze Reihe guter Argumente finden lassen¹ - *Foucault* war zweifellos einer der originellsten und waghalsigsten Denker des 20. Jahrhunderts (vgl. *Miller* 1995, 554). Die Geschichte des Subjekts muss mit und seit *Foucault* anders gelesen werden (vgl. *Dauk* 1989). Insbesondere seine Ausführungen zur Geschichte der Sexualität, beginnend mit dem programmatischen Titel *Der Wille zum Wissen* (*Foucault* 1977)², trugen maßgeblich zu einer paradigmatischen Wende der Rede über den Sex bei, als deren Ergebnis der Sex tendenziell historisiert und denaturalisiert wurde (vgl. *Eder* 2009, 12).

Mit dem Bezug auf *Foucault* und seine philosophische Forderung nach *Parrhesie* befinden wir uns schon mitten *in sexualibus*. *Foucault* führte bekanntlich ein sexuell grenzwertiges, risikoreiches Leben. Er praktizierte homosexuelle, sadomasochistische Praktiken, propagierte diese in einem Interview in der Zeitschrift *The Advocate*: „Die Sexualität bildet einen Teil unserer Lebensführung. Sie bildet einen Teil der Freiheit, die wir in dieser Welt genießen. Die Sexualität ist etwas, das wir selbst erschaffen – sie ist unsere Schöpfung, weit mehr als die Entdeckung eines verborgenen Aspekts unseres Begehrens. Wir müssen verstehen, dass sich mit unseren Begierden und durch sie neue Formen von Beziehungen, neue Formen von Liebe und neue Formen von Schöpfung herstellen lassen. Der Sex ist nichts Schicksalhafteres; er ist eine Möglichkeit, Zugang zu einem schöpferischen Leben zu erhalten“ (*Foucault* 1984, 909 f)³. *Foucault* sah den Sadomasochismus als einen bedeutsamen Erfindungsprozess (vgl. *Eribon* 1991, 455 f) und überhöhte Schmerz und Lust als besondere Quellen von Erkenntnis. Diese Praktiken begriff er als wahrheitsgenerierende Grenzerfahrung - *für sich*. *Foucault* war HIV-positiv und starb 1984 an den Folgen seiner Aids-erkrankung⁴. Sein Tod bot Anlass zu Diskussionen über die Ethik seines Verhaltens (vgl. *Miller* 1995).

¹ Z.B. die sogenannte *Foucault-Habermas*-Debatte, die in den USA geführt wurde und nach *Foucaults* Tod im Ergebnis u.a. um das Thema „Moderne oder Postmoderne“ ging (vgl. *Isenberg* 1991; *Habermas* 1985). *Foucaults* Ansichten zur Historie, damit auch der Historie der Sexualität, müssen auch im Lichte anderer Historien kritisch gesehen werden (vgl. *Wehler* 1998).

² *Voigt / Köhlerschmidt* (2011, 138) kolportierten, dass dieser Titel sich einem LSD-Trip verdankt. *Didier Eribon* (1991, 456) berichtet in seiner *Foucault*-Biographie, dass *Foucault* bis auf Heroin nichts ausließ: „LSD, Kokain, Opium, er hat alles versucht“. *Foucault* in einem Interview in *The Advocate*: „Ich denke, dass die Drogen zu einem Element unserer Kultur werden müssen. Als *Quelle von Lust*? Als *Quelle von Lust*. Wir müssen die Drogen studieren. Wir müssen gute Drogen herstellen – die fähig sind, eine äußerst intensive Lust hervorzubringen“ (*Foucault* 1984, 913).

³ *Foucault* in einem Interview über *Sadomasochismus*: „...es ist die wirkliche Erschaffung neuer Möglichkeiten von Lust, die man sich zuvor nicht hatte vorstellen können“ (*Foucault* 1984, 912). „Ich denke, dass wir da eine Art Schöpfung, schöpferisches Unternehmen haben, bei denen ein Hauptmerkmal das ist, was ich Desexualisierung der Lust nenne“ (*ibid.*, 913). „Die SM-Praktiken zeigen uns, dass wir Lust ausgehend von äußerst seltsamen Objekten hervorbringen können, indem wir bestimmte eigentümliche Partien unseres Körpers in sehr ungewöhnlichen Situationen usw. gebrauchen“ (*ibid.*).

⁴ Es bleibt unklar, ob *Foucault* in vollem Umfang die Art, Relevanz und Konsequenz seiner Erkrankung erkannt hatte, zumal damals das Wissen über AIDS noch unzulänglich war. Biograph *Didier Eribon* (1991) kam aufgrund von Andeutungen *Foucaults* allerdings zu der Ansicht: „*Foucault* wusste es und wollte es vor allem nicht den Leuten eingestehen, die ihn umgaben“ (*ibid.*, 471).

0.2 Sexualität und Wahrheit

Zu Anfang seines ersten Bandes der zum Schluss dreibändigen Untersuchung über die *Geschichte der Sexualität* hatte Foucault der möglichen Enttäuschung der Leser vorzubeugen versucht, er wolle keine Geschichte der sexuellen Verhaltensweisen schreiben, sondern die viel nüchternere und beschränktere Frage behandeln, wie die sexuellen Verhaltensweisen zu Wissensobjekten geworden sind, und auf welchen Wegen und aus welchen Gründen sich der Erkenntnisbereich organisiert hat, den man mit dem relativ neuen Wort *Sexualität* umschreibt (vgl. Foucault 1977, 7).

Als Erklärung hatte Foucault die Gedankenfigur des *Dispositiv* ("dispositif") skizziert (Agamben 2008). Foucault bezeichnete mit dem *Dispositiv* ein komplexes Verständnismuster, das aus einem Netz verschiedener Elemente geknüpft werden kann (vgl. *idem* 1978, 120). Das Dispositiv bildet eine Art von Formation, ein heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, Reglementierungen, Gesetze, Entscheidungen, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, nämlich Praktiken umfasst (vgl. *ibid.*, 119 f).

Foucaults Bemühung galt einer *Geschichte der Wahrheit* (Foucault 1986, 13). Sein Denken in Dispositiven zielte auf die Eliminierung unhistorischer Objektivierungen und die Überschreitung des Denkens in Kausalverhältnissen. Seine Erklärung verläuft dann nicht mehr von einem Objekt zum anderen, sondern von allem zu allem. Er führte in die historische Analyse Formen von Beziehungen und Zusammenhängen ein, die weit über das universelle Kausalverhältnis hinausgehen (vgl. *idem* 2001, 751f).

Foucault versuchte auf diese Weise eine Geschichte von wahrheitsgenerierenden Praktiken zu ermitteln. Praktiken, in denen Menschen Wahrheiten gesehen haben und von ihren „Kämpfen um diese Wahrheiten“ (Veyne 1992, 75).

Wahrheit ist für Foucault im Ergebnis nichts anderes als ein Ensemble von veränderlichen Regeln, nach denen das Wahre vom Falschen geschieden, und das Wahre mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet wird. Mit der Veränderung der Regeln ändern sich auch die Wahrheiten.

Es fügt sich in das Bild praktisch generierter Wahrheit, dass es wahrscheinlich kein menschliches Themengebiet gibt, wie das der Sexualität, das dermaßen vielzünftig verfassten, multiplen Wahrheiten unterliegt. Ein Terrain, in dem sich so viel Wahres über den Menschen zeigt und gleichzeitig so viel verborgen bleibt, weil es intim bleibt und verheimlicht wird oder werden muss. Andererseits gibt es wohl auch keinen Lebensbereich, über den auf die eine oder andere Weise so viele Unwahrheiten vorgebracht werden. Letzteres geschieht meist aus gut nachvollziehbaren Gründen, befindet sich doch die Sexualität unter normativer gesellschaftlicher Kuratel, und handelt es sich doch nach wie vor um eine in vielfacher Hinsicht risikoreiche, soziale, kulturelle und persönliche Tabuzone. Zumal sexuelle Praktiken häufig als Tabu-

bruch erfolgen, in der Nähe zu Rausch, Sucht, Gier, Macht, Schmerz und Gewalt.

0.3 Das Projekt

Die Rede über die Sexualität unterliegt einer Reihe von Schwierigkeiten, von denen hier aus verschiedenen Perspektiven immer wieder die Rede sein soll. Dabei kann ich in dem hier gebotenen Rahmen nur wenige Themen behandeln und lediglich einige Akzente setzen. Mein Bemühen geht dahin, einige Entwicklungen, Strukturelemente und Verfahrensweisen zu thematisieren, insbesondere immer wieder auf die expliziten und impliziten Einschließungen und Ausschließungen sprechen zu kommen, welche die Rede über den Sex kennzeichnen und lenken und häufig erst die Inhalte der jeweiligen Aussagen konstituieren. Mir geht es also nicht primär darum, bestimmte Positionen inhaltlich zur Diskussion zu stellen, obwohl ich das auch dann und wann tue. Mir geht es vorrangig um die Kennzeichnung von Argumentationsmustern, Gedankenfiguren und Verfahrensweisen, die erst bestimmte Positionen hervorbringen und mit deren Hilfe diese Ansichten promoviert und flächendeckend maßgeblich gemacht werden sollen. Es geht zwar insofern vorrangig um Fragen des Stils, zugleich aber auch um relevante Inhalte, nämlich um Grundfragen des Menschlichen. Nicht zuletzt geht es auch um einige zentrale Fragen einer als Humantherapie verstandenen Psychotherapie.

1. Über einige Schwierigkeiten der Rede über den Sex

1.1 Erkenntnisinteresse, Orientierung und Erfahrung

Martin Dannecker (1992) hat in seiner bemerkenswerten Schrift „Das Drama der Sexualität“ auf eine besondere Schwierigkeit hingewiesen: Nach seiner Ansicht prägt die eigene sexuelle Erfahrung erkenntnisleitend das Denken über Sexualität (*ibid.*, 16). Demnach wäre das Denken über Sexualität genealogisch nicht von der eigenen sexuellen Erfahrung zu trennen. An einem anderen Ort postulierte *Dannecker* (2005), dass bei einer Theorie der Sexualität der innere Anspruch des Schreibers stets mitbedacht werden müsste (*idem* 2005, 81). Mit diesem Gedanken liegt *Dannecker* gut auf der Linie von *Theodor W. Adorno* (1966), der gelehrt hatte, dass das Denken nie für sich allein stehe. Das Denken beantworte immer einen Antrieb, einen Anspruch, allerdings, ohne ihn zu erledigen. Erst die Reflexion auf diesen Antrieb verhindere, dass das Denken nur bei sich selbst bleibt, besser gesagt, den Anschein erweckt, der zur Täuschung führen kann, es gebe so etwas wie eine reine Selbstgegenwärtigkeit des Denkens.

Für die Ansicht, dass *Erkenntnis und Interesse* (*Habermas* 1968) kaum wirklich zu trennen sind, könnte in der Tat Einiges sprechen. Wer würde z.B. bestreiten, dass die Ansichten *Freuds* über Sexualität, die ja angeblich u.a. seiner „Selbstanalyse“ (*Schott* 1985) entstammten, nicht auch sehr stark durch seine persönliche Erfahrung geprägt und orientiert sind (*Schuch* 2006)? *Freud* hatte die Sexualität aus androzen-

trischer Perspektive letztlich als alles bewegende, mysteriöse Triebkraft beschrieben. Er ließ die Sexualität unbewussten, abgrundtief biologischen Schichten entstammen. Er schrieb insbesondere der Sexualität des Mannes finstere Eigenschaften zu und verlagerte auch die Sexualität der Frauen auf einen *dunklen Kontinent* (Rohde-Dachser 1991). Sexualität ist dann nichts Harmloses, einfach nur lebensbejahendes Lustvolles, zumal ihr destruktive Triebimpulse unterlegt sind. Ein weiteres Beispiel aus der Geschichte der Psychotherapie: Wem würde beim Lesen von *Sándor Ferenczis* „Genitaltheorie“ (1924) nicht auffallen, dass *Ferenczi* die männliche Erektion ausgerechnet mit der Autotomie der Lurche vergleicht und die Herausbildung des Penis ihm als Waffe vorkommt, in einem Kampf, „in dem es sich darum handelt, welcher der Kämpfenden das geschlechtliche Eindringen in den Körper des Partners als Mutterleibersatz erzwingt“ (*ibid.*, 345). Wer würde sich dabei nicht die Frage stellen, welches Bild von Frau (vgl. *Anzieu-Premmereur* 1983; *Zeul* 1999) und welche sexuellen Erfahrungen *Ferenczi* ausgerechnet zu diesen Bildern verleitet haben mögen (vgl. *Schuch* 2000)? Oder, um einen philosophisch relevanten Bezug herzustellen, wer möchte wirklich bezweifeln, dass *Jean Paul Sartre* (1962) nicht zuletzt auch seine eigene Lebenserfahrung reflektiert, wenn er die Liebe (*ibid.*, 467ff) der Ordnung des „Für-den-Anderen“ angehören lässt (vgl. *Merleau-Ponty* 1994, 441), Lieben als „Geliebt-werden-wollen“ hinstellt und Begehren und Liebe als zwei Seiten einer Medaille ansieht, die für das Scheitern der Beziehung zum Anderen steht? Dies, weil der sexuelle Blick auf sich selbst und den Anderen einen selbst und diesen zum Objekt macht und man sich und ihn damit der Möglichkeit der Existenz beraubt (vgl. *Fabeck* 1994, 64f). *Sartre* hatte aufgrund seines auffälligen Aussehens – *Sartre* hatte hervortretende Augen und schielte nach außen - offenbar ein Problem mit dem Blick des Anderen: Es ist der Moment, in dem die eigene Subjektivität der kritischen Prüfung durch ein anderes Bewusstsein unterworfen wird (*Blackburn* 2008, 132).⁵ Fraglich bleibt, inwieweit *Sartres* sexuelles Verhalten sowie sein Denken über den Sex dem auch kritischen Raisonement seiner Partnerin *Simone de Beauvoir* (1949/1992) ausgesetzt war, die in dem objektivierenden Blick von außen, dem *männlichen Blick auf den weiblichen Körper* (*Sombart* 1995), eine Verletzung ihrer Integrität sah.

1.2 Risiken

Mit der Anerkennung eines Zusammenhangs von *Erkenntnis und Interesse* und der Thematisierung der eigenen sexuellen Orientierung und Erfahrung als eine das Denken steuernde Motivation geben wir uns zweifellos auf heiklen Grund. Wir gehen

⁵ *Simon Blackburn* (2008) berichtet in seinem Essay *Wollust, die schönste Todsünde* von einer Stelle in *Sartres* autobiographischem Werk *Die Wörter (Les Mots)* (deutsch 1965, 80), in der *Sartre* als langhaariges, lockiges Kind zum Friseur gebracht wurde und kurz geschoren als unansehnliche Kröte zurückkam: *Un crapaud*. *Blackburn* schließt daraus: Kein Wunder also, dass der Blick des Anderen Konflikte erzeugt und zur Quelle von Scham und Erniedrigung wird, von etwas, was man am besten abschafft (*Blackburn* 2008, 133). *Blackburn* räumte immerhin erkenntniskritisch ein: Natürlich ist es gut möglich, dass *Sartre* seine Kindheit in Übereinstimmung mit seiner Philosophie konstruierte und nicht umgekehrt (*ibid.*).

das Risiko ein, vom Pfad (nicht nur) der wissenschaftlichen Tugend abzuweichen und möglicherweise mächtigen Ärger auf uns zu ziehen. Wir müssen dies hier nicht weiter ausführen: Die eigene sexuelle Orientierung und Erfahrung als erkenntnisleitend bei der Rede über die Sexualität anzuerkennen, stößt sich an dem konventionellen Begriff von Wissenschaft. Wissenschaft soll ja bekanntlich gerade dadurch ausgezeichnet sein, dass sie nichts Persönliches enthält, sondern ausschließlich einem „Dritten“, nämlich den Vorstellungen von Wertfreiheit und Objektivität verpflichtet ist.

Ein weiteres Risiko sollten wir nicht unterschätzen: Ein störendes *wahres Wort* – nicht nur in Sachen Sex - und schon wird erfahrungsgemäß eine symptomatische Sonderbehandlung aufgeboten, greifen Mechanismen der *Formierung psychosozialer Prozesse* (Schuch 1983) nach der Abweichung. So werden sowohl seitens der Individuen als auch seitens der Gesellschaft Widerstand und Abwehr ins Feld geführt. Insbesondere aber kommen gesellschaftliche Konventionen normativ, restriktiv und konflikthaft in die vielstimmige Konkurrenz um die Wahrheitshoheit. Als da wären z.B. Umschreibung, Vermeidung, Tabuierung, Objektivierung und nicht zuletzt als Palliativum die öffentlich lizenzierten und alsdann flächendeckend verordneten „politisch korrekten“ Denk- und Sprechweisen über Sexualität.

1.3 Theorie und Praxis

Eine weitere Schwierigkeit der Rede über den Sex sprach *Robert Muchembled* (2008) in seiner Geschichte der abendländischen Sexualität mit dem Titel „Die Verwandlung der Lust“ an: Zur Lust gehört das einzigartige persönliche Erlebnis, das sich zumindest in gewissen Teilen nicht in Worte fassen lässt (*ibid.*, 332). *Muchembled* bezog sich dabei auf die Ausführungen von *William H. Masters* und *Virginia E. Johnson* über den weiblichen Orgasmus. Das Forschungsprojekt von *Masters* und *Johnson* befasste sich mit überaus komplizierten gesellschaftlichen, kulturellen, psychischen Strukturen und menschlichen Einstellungen. Derjenige Teil, über den am ausführlichsten berichtet worden ist, betraf die weibliche Sexualität, insbesondere die Orgasmusfähigkeit der Frau (*Marcus* 1979, 14).

Ludwig Wittgensteins Diktum (*Tractatus*, Satz 7) „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“, ist unvergessen. Das Nicht-Sprachliche resp. Vordersprachliche des Sexes entzieht sich weitgehend den Worten. Es gehört offenbar zur *Natur der Sache*, dass nur unzulänglich in Worte zu fassen und mitzuteilen ist, was auf eine unvergleichliche Weise leiblich erlebt und praktisch erfahren worden ist. Zumal die Möglichkeiten der Erfassung von Erleben und Sinn, wie auch die der Praktiken der Menschen per sozial vermittelter innerer Einschreibung und äußerer Normierung sich als eigentümlich präformiert und limitiert erweisen.

Hier könnte man bedenken, worauf *Heinrich Brinkmann* (1973) in seiner *Erinnerung an Hans Jürgen Krabl* hingewiesen hat, nämlich dass die zerstörte Sinnlichkeit der Menschen einhergehe mit ihrer Unfähigkeit zur Theoriebildung. Denn dort, wo die

Menschen blind gegen sich selbst sind, müsse auch die Theorie so sein, dass in sie nichts Begriffenes eingeht (*ibid.*, 4). Ohne begriffene Sinnlichkeit und den Gebrauch sinnlicher Begriffe, in unserem Fall: ohne begriffene sexuelle Erfahrung und Begriffe, die in der Lage sind, dieser Erfahrung auf angemessene Weise Ausdruck zu verleihen, wird es bei einer zukunftsweisenden, vernünftigen und sinnvollen Rede über die Sexualität jedoch nicht gehen. Zumal *begriffene Sinnlichkeit und sinnlicher Begriff* als die Bedingungen der Emanzipation anzusehen sind (*ibid.*, 10).

Aus unserer Sicht wären also insbesondere *sensible erlebnistheoretisch-phänomenologische Perspektiven* und überhaupt solche Theorietypen erfordert, die in der Lage sind, das Sexuelle erfahrungsgemäß zu thematisieren und multiperspektivisch zu reflektieren. Damit kämen zweifellos aparte wissenschafts- und erkenntnistheoretische Fragestellungen ins Spiel, die einerseits mit der Einzigartigkeit und Unvergleichlichkeit des individuellen leiblichen Erlebens umzugehen hätten und andererseits über die individuelle Perspektive hinaus einen klaren Blick auf die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse ermöglichen. *Heinrich Brinkmann* (1973) folgerte übrigens aus seinen Überlegungen, dass eine von dem gesellschaftlichen Durchschnitt abweichende Form der Sinnlichkeit mit den ihr eigenen Wahrnehmungsqualitäten zumindest die Chance gibt, Gesellschaft wiederum zu erfahren, indem durch die gesellschaftliche Ablehnung und Ächtung bestimmter Formen von Sinnlichkeit der gesellschaftliche Druck und der Zwang zur Abstraktion unmittelbar einsichtig wird⁶

1.4 Zur Vorläufigkeit und neuen Verfassung von Erkenntnis

Sprechen wir von einer weiteren Schwierigkeit! Wenn ich den Stand der gegenwärtigen erkenntniskritischen, geisteswissenschaftlichen Diskussion noch einigermaßen verstehe, dann im Hinblick auf die Erkenntnis, dass jede Rede, also auch die Rede über den Sex, Zeit und Raum unterliegt. Erkenntnisse, die wir gewinnen, sind dieser Ansicht zufolge stets Erkenntnisse auf Zeit, gewonnen in einem bestimmten, szenisch zu begreifenden historischen Kontext. Laut des Berichtes von *Jean-Francois Lyotard* (1986, 2009) über das *postmoderne Wissen* ist die Zeit der Vorstellung zeitüberdauernder, universell gültiger Erkenntnisse, die *Zeit der großen Metaerzählungen* mittlerweile am Abflauen. *Volkmar Sigusch* (2007) wendet meines Erachtens völlig zu Recht ein, dass *Lyotard* die große Metaerzählung des Wandels übersehen hätte.

Stattdessen gibt zunehmend ein Denken der Vielheit und Heterogenität den Ton an. Es ist die Rede von einer *Heterotopie der Erfahrung* (*Chlada* 2005 sensu *Foucault*), einer *Vielstimmigkeit der Rede* (*Waldenfels* 1999), einer *Heteromorphie der Sprachspiele* (*Lyotard* 2009, 155). Es setzt sich die Idee eines *Polylogs* (*Petzold* 2002) durch, der nicht nur *das Andere der Vernunft* (*Böhme, Böhme* 1983), sondern auch das *Andere*

⁶ *Heinrich Brinkmann* (1973) reflektierte an dieser Stelle seiner *Erinnerung* an den viel zu früh verstorbenen *Hans Jürgen Krahl* – ohne dies explizit zu machen – u.a. auf dessen Lebensstil, insbesondere seine Bisexualität: *Hans Jürgen Krahl* fühlte sich sowohl von Männern als auch von Frauen angezogen.

(Lévinas 1989, 1999) und *Fremde* (Waldenfels 2006; 2008) anspricht, das sich seinem Begriff getreu konsequent der eigenen Erfahrung entzieht (vgl. *Schuch* 2011).

Lyotards (2009) Befund lief darauf hinaus, dass Argumentationen, die sogenannte Metapräskriptionen zum Gegenstand haben, sich als raum-zeitlich begrenzt erweisen. Sogar die eigentlich sympathisch wohlklingende, hierzulande geradezu salonfähig vorkommende Idee eines diskursiv gewonnenen Konsenses war ihm suspekt und hätte seiner Ansicht nach zur Disposition zu stehen. Denn *Lyotard* (2009) ging es nicht um Konsens, sondern um Gerechtigkeit. Ihm zufolge sollte der durch Diskurs gewonnene Konsens im Sinne von Gerechtigkeit von allen Diskursteilnehmern stets erreichbar und aufkündbar sein. Der zeitweilige Vertrag über sexuelle Angelegenheiten hätte deren permanente Institution zu ersetzen (vgl. *ibid.*, 155).

2. Historisch-kritische Perspektiven

An dieser Stelle könnten, sollten, ja müssten eigentlich schon die Wachhunde des Alltagsdenken anschlagen: Steht nicht gerade die Sexualität für die Vorstellung einer zeitlosen Natur? Spielt sich in ihr nicht letztlich eine über alle Zeiten gleiche, sozusagen allzumenschliche Menschennatur ab? Ist Sex denn nicht die natürlichste Sache der Welt? Oder, um es in einer anderen Variante mit *Herbert Marcuse* (1969) kultur- und sozialkritisch einzuklagen: Steht der Sex, frei nach *Freud*, nicht für die naturgegebene und damit unabweisbare Triebstruktur, die emanzipatorisch gegen die Geschichte aufgeboten und gegen repressive gesellschaftliche Konvention in Anschlag gebracht werden könnte? So zu fragen legt nahe, jeweils einen kurzen Blick auf Geschichte, einen historischen Blick auf den Begriff der Sexualität sowie den Begriff der Natur zu werfen.

2.1 Zur Problematisierung von Geschichte

Bei Überschreitung der Gewohnheiten des Alltagsdenkens, gerade durch die Berücksichtigung der Erkenntnisse der zeitgerechten Auffassung von Geschichtswissenschaft, müssen wir zuerst feststellen, dass unsere gewöhnliche Vorstellung von Geschichte selbst ein geschichtliches Phänomen darstellt. Mit anderen Worten: Im Laufe der Geschichte haben sich die Vorstellungen von Geschichte verändert. Dieses Geschichtliche von Geschichte wäre stets bei Ausführungen über Geschichte und geschichtlichen Ausführungen mitzubedenken.

Nach *Paul Ricœur* (1991), der wie kaum ein anderer den modernen Geschichtsbegriff beeinflusst hat, ist Geschichte eine gegenwärtige, schöpferische „Refiguration von Zeit“. Die Vorstellung einer „Wirklichkeit“ der Vergangenheit bleibt ihm zufolge abstrakt, solange sie nicht als komplexes Spiel sich wechselseitig bedingender Bedeutungen begriffen wird, das zwischen unseren auf die Zukunft gerichteten Erwartungen und unseren auf die Vergangenheit zielenden Interpretationen stattfindet (vgl. *ibid.*, 335). *Ricœur* plädierte zur Lösung des Problems dafür, Geschichte

stets als ein Projekt anzusehen und von dem Gedanken einer erst noch zu machenden Geschichte auszugehen, in der Absicht, dort die Dialektik von Vergangenheit und Zukunft sowie deren Ineinandergreifen in der Gegenwart wiederzufinden (vgl. *ibid.*, 334).

Nach *Maurice Merleau-Ponty* (1994) ist Geschichte weder eine Schöpfung „ex nihilo“, noch der einfache Reflex einer präexistenten Situation. Das grundlegende Problem bestehe „in der Beschreibung und Analyse des Sinnes, in dem die Ereignisse sich entwickeln, ohne daß man zuvor ein Bewußtsein davon gewonnen hätte“. Der historische Sinn sei „den Tatsachen immanent und in diese eingeschrieben: Darin beruht der Begriff der *Situation*“ (*ibid.*, 294f) – einer szenischen, raum-zeitlichen Struktur.

2.2 Besonderheiten der Geschichtsschreibung

Es gehört zu den zentralen Begründungen der *Geisteswissenschaft* als junger Wissenschaft (*Dilthey* 1883/2010), den historischen Wandel der Bedeutung von Begriffen in den Blick zu nehmen. Mit Sicht auf meine eigene Rezeptionsgeschichte denke ich hier an *Odo Marquards* Geschichte des philosophischen Begriffs Anthropologie (*Marquard* 1973), oder an *Reinhart Kosellecks* Ausführungen über die geschichtliche Zeiterfahrung, insbesondere den Wandel der Zukunftsvorstellungen des Menschen (*Koselleck* 1979), oder an *Richard van Dülmens* Ausführungen zur *Geschichte der Liebe* in der frühen Neuzeit (*van Dülmen* 1989), in der dieser deutlich machte, dass sich auch die Bedeutung der Liebe mit der Veränderung der ökonomischen Lebensverhältnisse geändert hat. Die geisteswissenschaftlichen Diskurse verweisen darauf, dass es mit der Zeit offenbar zunehmend an Bedeutung gewann, darzulegen, dass und wie sich im Lauf der Geschichte die geltenden theoretischen Modellvorstellungen auf der Grundlage ökonomischer, sozialer und kultureller Entwicklungen ändern. Auch die hier relevante Geschichtsschreibung der Sexualität ist in dieser Hinsicht einzuschließen.

Geschichtsschreibung ist immer eine Kreation der jeweiligen Gegenwart, realisiert jeweils geltende Ansichten und Interessen und wirkt sich wiederum auf diese aus (vgl. *Schuch* 2003). Hieraus ergeben sich erkenntnisleitende Perspektiven, Eingrenzungen und Ausgrenzungen samt darin eingeschlossenen Bewertungen.

Dies mag beispielsweise mit den Ausführungen von *Franz X. Eder* (2009) deutlich gemacht werden. *Eder* hatte unter dem bezeichnenden Titel *Kultur der Begierde* eine *Geschichte der Sexualität* verfasst. Ich konzentriere mich auf folgenden Aspekt: *Eder* verwies auf die Besonderheit, dass die Historiographie der Sexualität sich in den letzten Jahrzehnten *in direkter Interaktion* mit den gesellschaftlichen Sexualitätsdiskursen entwickelt hat. Insbesondere habe sie in den späten sechziger und siebziger Jahren die sexuelle Revolution mitvollzogen und gleichzeitig auf sie eingewirkt. Der Blickwinkel der sexuellen Befreiung habe vor allem das bürgerliche Sexualleben des

18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts als unterdrückt und unbefriedigend erscheinen lassen (vgl. *Eder* 2009, 21). Letzterer Befund lässt sich also nach *Eder* bezweifeln. Ihm soweit zustimmend sei meinerseits angemerkt, dass man wahrscheinlich den Dingen näherkommt, davon auszugehen, dass es zu allen Zeiten sozusagen einen Grundtatbestand sexueller Praktiken gibt, unterhalb, diesseits und jenseits der Diskurse, die zu ihrer Problematisierung aufgeboten werden. Dabei ist zu erwarten, dass jene von diesen zeitspezifisch eingefärbt sind, zumal die kulturell vermittelten Scham- und Peinlichkeitsschranken sich geschichtlich immer wieder verändert haben (vgl. *Duerr* 1988, 341). Wahrscheinlich bezogen sich die kritischen und einschränkenden Reden über den Sex im 19. Jahrhundert appellativ auf gleichwohl ausgeübte sexuelle Praktiken. Dafür spricht ein Blick in die Geschichtsschreibung. *Hans Peter Duerr* (1988, 1997), der sich in seinem „Kriegszug“ gegen den *Mythos vom Zivilisationsprozess* (*Elias* 1976) unter dem Stichwort *Der erotische Leib* detailliert mit dem Dekolleté der Frauen des 19. Jahrhunderts befasst hatte, sprach vom „angeblich so prüden“ 19. Jahrhundert (*Duerr* 1997, 84). Die normativ-restriktiven Reden, die viktorianische Logik, die dem Mann gewisse sexuelle Freiräume zugestand und die Frau ins Gefängnis der Ehe und der Zügelung fleischlicher Gelüste einsperrte (vgl. *Muchembled* 2008, 268), und die bis heute immer wieder aufgerufenen strengen Normen wurden ohnehin am Ende des Jahrhunderts durch eine Art „sexueller Anarchie“ infrage gestellt (*ibid.*). Nach *Steven Marcus* (1979), der sich unter dem Titel *Umkehrung der Moral* mit Sexualität und Pornographie im viktorianischen England befasst hatte, fand die Pornographie Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt (vgl. *ibid.*, 240). Darauf verweisen auch Untersuchungen über den sittlichen Verfall der Bourgeoisie im Hinblick auf die Pornographie (vgl. *Aron, Kempf* 1982) sowie nicht zuletzt zahlreiche deftige pornographische Zeugnisse jener Zeit (z.B. *Walter* 2009).⁷

2.3 Zur Genealogie der Sexualität

Michel Foucault (1977) hatte für den Beginn des 18. Jahrhunderts eine Zunahme, ständige Erweiterung und immer höhere Bewertung der Diskurse über den Sex behauptet. Er sprach von einer „diskursiven Gärung“ (*ibid.*, 28). *Foucaults* Darlegungen zufolge wurde die Sexualität erst Anfang des 18. Jahrhunderts explizites Thema. Der Ausdruck „Sexualität“ sei ziemlich spät aufgetaucht, am Anfang des 19. Jahrhunderts (*Foucault* 1986a, 9). Der Begriff der Sexualität hätte demnach eine relativ kurze Geschichte. *Foucault* (1978) stellte lapidar fest: „Eine Sexualität hat man seit dem 18. Jahrhundert, seit dem 19. ein Geschlecht. – Vorher hatte man zweifellos ein Fleisch“ (*ibid.*, 145). *Foucault* (1978) hatte mit seinen den Sex betreffenden Diskursanalysen darauf hingewiesen, zu welchen Zeiten und in welchen Kontexten die Sexualität explizit zum Thema bzw., wie er das nannte, problematisiert wurde, wie,

⁷ Zur Pornographie die anregenden Ausführungen der Feministin *Drucilla Cornell* (1997): Die Versuchung der Pornographie.

wann und warum bestimmte Verhaltensweisen, Erscheinungen, Prozesse zum Problem wurden (*Foucault* 1996, 178). Das meint, von Sexualität als einer historisch besonderen Erfahrung zu sprechen, die die Individuen dazu gebracht hatte, sich als Subjekte einer Sexualität anzuerkennen (*idem* 1986a, 10).

Die Historikerin *Lyndal Roper* (1995) machte indessen die von *Foucault* beschriebene Ambivalenz sexueller Regulative bereits lange vor dem 18. Jahrhundert aus (*ibid.*, 23). Dafür sprechen auch die Befunde von *Hans Peter Duerr* (1988).

Der Sexualforscher *Volkmar Sigusch* (2005) hatte u.a. die Eingrenzungen und Ausgrenzungen, die zu unserem heutigen Begriff von Sexualität geführt haben, hervorgehoben. So hätte die Herausnahme der reproduktiven aus der sexuellen Sphäre so etwas wie eine zweite kulturelle Geburt der Sexualität dargestellt: die Geburt einer scheinbar eigentlichen, „reinen“ Sexualität (*ibid.*, 30). Sexualität als ein Abgegrenztes und Allgemeines gibt es seinen Studien zufolge erst ab dem 19. Jahrhundert (*idem* 2007, 3).

2.4 Soziologische Perspektiven

Die explizite Thematisierung der Sexualität wurde seit dem 20. Jahrhundert durch die junge Wissenschaft der Soziologie in einen historisch-sozialen Kontext gestellt. Ausdifferenzierung und Bedeutungswandel des Intimverhaltens wurden regelmäßig gesellschaftsstrukturell begründet und insbesondere als Folge der Veränderung sozialer Lebensverhältnisse dargestellt. Für den Systemtheoretiker *Niklas Luhmann* (1982) war im Rahmen seiner Theorie der funktionalen Differenzierung kennzeichnend, dass die Sexualität aus sonstigen Lebensbereichen ausdifferenziert wurde. *Luhmann* führte das auf die Veränderung der Lebensverhältnisse zurück: So hätten die kommunalen Lebensverhältnisse älterer Gesellschaftsordnungen nur wenig Raum für Intimbeziehungen geboten (vgl. *Luhmann* 1982, 197). Diese Verhältnisse hätten sich im Laufe der Zeit weiterentwickelt und gründlich verändert, wodurch die Intimbeziehungen einen anderen Stellenwert im Bewusstsein der Menschen annehmen konnten und sich neue emanzipative Möglichkeiten eröffneten. „Mehr Intimität heißt dann auch: mehr Freiheit“ (*ibid.*, 140, Anm. 10).

Richard Sennett (2008), in dieser Hinsicht m.E. kulturkritischer als *Luhmann*, machte für diese Entwicklung bestimmte kulturelle, die Gesellschaftsstruktur betreffende Änderungen verantwortlich: insbesondere Bedeutungsverlust und Auflösung äußerer Ordnung und die dadurch hervorgerufene Promovierung und Entgrenzung persönlicher Sichtweisen.

Sennetts Argument: Wenn die Menschen mit Unpersönlichem umgehen, als wäre es etwas Persönliches, verliert die Welt intimer Empfindungen alle Grenzen: „sie wird nicht mehr von einer öffentlichen Welt begrenzt, die eine Art Gegengewicht zur Intimität darstellen würde“ (*ibid.*, 27). *Sennett* vertrat die Ansicht, dass sich die De-

formation nirgends „deutlicher gezeigt (habe) als im intimsten Erlebnissbereich überhaupt: bei der körperlichen Liebe“ (*ibid.*, 28). Die körperliche Liebe erscheint nicht mehr als Erotik, sondern als Sexualität (vgl. *ibid.*).

Steven Marcus (1979) verfolgte einen strukturell ähnlichen Gedankengang. Er führte die Entfaltung der Pornographie im 19. Jahrhundert auf das Wachstum der Städte, der Herausbildung einer städtischen Gemeinschaft und eines Publikums von gebildeten Lesern zurück. Jene gesellschaftlichen Kräfte, die den Aufstieg des Romans und die Erweiterung seines Publikums begünstigten, hätten auch die Karriere der Pornographie gefördert. Durch die Ausdifferenzierung eines privaten Lebensbereichs seien Roman und Pornographie sowohl Ausdruck der Bedürfnisse, die in der Privatsphäre ihre Wurzeln haben, als auch eine Antwort darauf. Die Pornographie sei eine verrückte Parodie auf diese Situation: Keine Erfahrung ist privater oder einsamer als die, die von der Pornographie handelt (vgl. *Marcus* 1979, 239).

Die Erosion traditioneller äußerer Strukturen hatte zweifellos weitreichende Folgen. Sie führte nicht nur zu einem Verlust an äußerer Orientierung und Halt, sondern wirkte sich auch auf die Strukturierung des Inneren des Individuums aus. Das Individuum war dadurch zunehmend auf sich allein gestellt, mit gänzlich neuen Aufgaben konfrontiert, für die es nicht gut gerüstet war und von außen wenig Hilfe erfuhr.

2.5 Diskurse

2.5.1 Überwachung

Jean-Paul Aron und *Roger Kempf* (1982) waren in ihren Essays über den sittlichen Verfall der Bourgeoisie zu der Ansicht gekommen, dass zu Beginn des 18. Jahrhunderts sich im Abendland mit bis dahin unbekanntem Worten ein „Flüstern an den Leib“ gerichtet hätte. Es sei fortan nicht mehr um *Seelenheil* gegangen, sondern nur noch um den *Anstand* (*Aron, Kempf* 1982, 7). So hätte sich eine bürokratisch institutionalisierte Überwachung der Gesundheit entwickelt, deren argwöhnische Aufsicht die häusliche Intimität, das kollektive Leben und die Struktur der Umwelt zu erfassen versuchte. Unterstützt von Polizei und Justiz hätte die Gesundheitspflege an der Normalisierung gearbeitet. Im Namen des allgemeinen Interesses hätte sich Aufmerksamkeit auf die Sodomie, die Wollust der Perversen gerichtet (*ibid.*, 8f). *Foucault* (1977) hatte schon vorher von eingreifenden Maßnahmen und regulierenden Kontrollen, von einer Bio-Politik der Bevölkerung gesprochen (vgl. *ibid.*, 166). Die Überwachung löste ihrerseits bemerkenswerte Prozesse aus. Sie schuf geradezu die Rede über den Gegenstand, gegen den sie aufgeboten wurde: *Foucault* (1977) sah das Hervortreten des Sexes als Effekt einer Stimulierung, in der Lüste und Heimlichkeiten sich im Netz minutiöser Beobachtung und Aufzeichnung verfangen (vgl. *Schäfer, Vogl* 1998, 217). Allenfalls hätten die neuen „Regeln des Anstandes die Worte gefiltert: Polizei der Aussagen“ (*Foucault* 1977, 27).

Nach *Jacques Attali* (1981), dessen provokative Thesen über *die Kannibalische Ord-*

nung einer kritischen Diskussion bedürfen, schließt die Überwachung die Messung einer Abweichung von der Normalität, eine Denunziation des Übels ein. Wo Überwachung stattfindet, bilde sich ein neues Übel heraus. Nach *Attalis* Gedankenführung war bisher das Normale fließend, intuitiv, subjektiv. Jetzt aber würde es quantitativ, deduktiv, objektiv – mit einer fatalen, totalisierenden Tendenz: Ist das Normalprofil des Lebens erst einmal in die Deutung der Protokolle eingegangen, mit denen sich die Individuen selbst überwachen, so bestimmt es das Übel als Abweichung von den Verhaltensnormen in den Bereichen Ernährung, Arbeit, Sexualität sowie als Abweichung von den physiologischen oder genetischen Normen (*Attali* 1981, 245f).

2.5.2 *Normal und anormal*

Die Idee der Normalität ist von Anfang an konstitutiver Bestandteil der Rede über den Sex. Normalisierung ist *Bernhard Waldenfels* (2008) zufolge „eine besondere Weise, mit dem Fremden fertig zu werden“ (*Waldenfels* 2008, 9). *Waldenfels* unterschied eine schwächere, auch harmlosere und eine stärkere, durchgreifendere Variante der Normalisierung. Die stärkere Variante besagt, „daß die Normalisierung auf gewisse Weise hervorbringt, was sie normalisiert“ (*ibid.*, 11).

Michel Foucault (1978) hatte eine Geschichte der Grenzziehungen skizziert, die sich auf dem Feld der Sexualität vollzogen haben, z.B. im Hinblick auf erlaubte und verbotene Sexualität, normale und abnormale Sexualität, die Sexualität der Frauen und die der Männer, die der Erwachsenen und die der Kinder (vgl. *ibid.*, 106). Wenn man *Foucault* (2003) darin folgen will, dann verlief die historische Problematisierung des Sex insbesondere über die Differenzierung in *normal* und *anormal*. *Foucault* hatte in seinen Vorlesungen am *Collège de France* (1974 – 1975), anhand der Analyse von Gerichtsakten und Erziehungsliteratur dargelegt, wie im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein neuer Machttypus, die von ihm so genannte „Normalisierungsmacht“, samt der Diskriminierungskategorie der „Anormalität“ historisch entstanden sei. Als *anormal* wurden auf den ersten Blick heterogene Elemente eingeordnet: Menschenmonster, Onanisten, Unverbesserliche. *Foucault* skizzierte den Zusammenhang dieser Ordnung mit dem Blick auf „psychiatrisch-gerichtliche“ und „psychiatrisch-familiäre“ Machtpraktiken: Psychiatrisch-gerichtlich sei das „psychologisch-ethische Doppel“ des Delikts entstanden, das die Zustände und die Geschichte, die zur Tat geführt hatten, in den Mittelpunkt stellte, und das es erlaubte, das Gefährliche der monströsen Verbrecher als etwas zu begreifen, das sich in allen Individuen findet und deshalb bei allen kontrolliert werden muss: der Trieb. Die Erfindung des Triebes ermöglichte, Wahnsinn und Verbrechen mit Sexualität zu verknüpfen und Monster und Onanisten einer Kategorie zu subsumieren. Psychiatrisch-familiär sei es im Kontext der Durchsetzung der räumlich beengt lebenden, bürgerlichen Kleinfamilie zur Onanieverfolgung gekommen, in der sich Eltern um die Betten ihrer Kinder versammelten, nächstens deren Hände und Genitalien inspizierten, um sie vor der Onanie zu bewahren. Die körperliche Nähe

der zusammengedrängten Kleinfamilie habe den Inzest erst zum Thema werden lassen. *Foucault* (1976) datierte die Kontrolle der Masturbation in Europa kaum eher als ins 18. Jahrhundert. „Plötzlich erscheint ein Panik-Thema, eine entsetzliche Krankheit entsteht in der westlichen Welt: die Jugendlichen masturbieren“ (*ibid.*, 106)⁸. *Foucault* hatte sich in diesem Kontext die *Freudsche* Inzesttheorie vorgenommen: Sie diene der moralischen Entlastung der am Sex der Kinder interessierten Eltern, weil sie die Verführungsaktivität den sexuellen Phantasien der Kinder zuschreibe.

Diese Entwicklung hatte weitreichende Konsequenzen: *Foucault* unterstellte z.B., dass durch die plötzlich wichtig und geheimnisvoll gewordene infantile Sexualität hindurch ein Netz der Macht über die Kindheit aufgebaut werden sollte: Am Kreuzungspunkt von Seele und Körper, von Gesundheit und Moral, von Erziehung und Abrichtung sei der Sex der Kinder sowohl zu einer Zielscheibe als auch zu einem Machtinstrument geworden. Die Sexualität der Kinder wurde zum Gegenstand besorgter Aufmerksamkeit und dadurch erst zu einer heiklen, gefährlichen und einer ständigen Überwachung bedürftigen Angelegenheit.

Dies scheint bis heute zu gelten: Eine aktuelle Linie von Normalisierungseinpflanzung wird heutzutage z.B. dadurch gezogen, dass das Thema Sexualität schon in Kindergärten und Schulen als Warnung vor *Missbrauch* eingeführt wird. In der Schule ist *sexueller Missbrauch* geradezu zum thematischen Leitmotiv der didaktischen Annäherung an das Thema *Sexualität* geworden. Insbesondere scheint es heutzutage nichts Dringenderes zu geben, als vor *sexuellem Missbrauch* von Kindern durch Männer zu warnen. Von dem Missbrauch von Kindern durch Frauen ist seltsamerweise dagegen kaum irgendwann die Rede. *Günter Amend* (2010) machte kürzlich auf die doppelte Folge aufmerksam, dass zum Kreis der Opfer nicht nur Kinder und Jugendliche zählen, denen gegen ihren Willen unter Einsatz überlegener Erwachsenenmacht sexuelle Beziehungen aufgezwungen werden, sondern auch die Kinder und Jugendlichen, deren Entwicklung von sexuellen Tabus und Ängsten der Erwachsenen gehemmt wird, die in einem Klima der Prüderie und emotionalen Verarmung aufwachsen (vgl. *Amend* 2010, 1172).

Die theoretische Verknüpfung von Sexualität und Wahnsinn mit Gewalttaten, die erst das *Delikt* kreierte, verschafft nicht nur bis in unsere Tage, täglich medial lanciert, angstlüsternen, schauerhaft abscheulichen Nervenkitzel, sondern sie zeichnet auch machtvoll die Linien des Erlaubten und Unerlaubten in den Alltag. Sie ist Teil einer diskursiv permanent vorangetriebenen Normalisierungsmacht. Normalisierung wirkt epidemisch und infiziert alle Lebensbereiche. *Arno Gruen* (1987) hatte den „Wahnsinn der Normalität“ problematisiert: Denen, die sich von ihren menschlichen Wurzeln getrennt hätten, würde Normalität bescheinigt, während jene, die den Verlust menschlicher Werte nicht ertragen als verrückt hingestellt würden (vgl. *ibid.*, 10).

⁸ *Thomas Laqueur* (2008) hat eine hochinteressante *Kulturgeschichte der Selbstbefriedigung* verfasst.

Normalisierung spielt sich auf sämtlichen szenischen Strukturniveaus ab. *Jürgen Link* (1998) diagnostizierte aus soziologischer Perspektive in seinem großartigen begriffsgeschichtlichen Abriss *Versuch über den Normalismus* die problematische Tendenz einer Totalisierung des Normalismus-Konzepts, insbesondere, Normalität zu einem interdiskursiven, allgemein-kulturellen Wertbegriff zu promovieren (*Link* 1998, 407). *Link* selbst sprach sich übrigens für einen flexiblen Normalismus aus, der sozusagen ein *Leben in Kurvenlandschaften* ermöglicht. *Waldenfels* (2008) sah der Normalisierung „allerdings Grenzen gesetzt“ (*ibid.*, 12). Die Frage nach den *Grenzen der Normalisierung*, die inmitten des Normalisierungsgeschehens aufbricht, verbindet sich ihm zufolge unmittelbar mit der Frage nach dem Fremden“ (*ibid.*, 13).

2.5.4 Diskurswirkungen

Diskurse – dies lehrt die Rezeption *Foucaults* - sind stets vielschichtig und mehrdeutig. Dies gilt insbesondere auch für ihre Wirkungen. Die Ambivalenz ist offenkundig: Falls damals jemals einer glaubte, durch die Problematisierung der Sexualität als Sünde, wie sie kirchlicherseits erfolgte, diese damit zu bannen, sie zu unterdrücken oder wenigstens unter Kontrolle bringen und regulieren zu können, sah sich in der Folge mit dem Gegenteil konfrontiert. Die Sexualität füllte alsbald epidemisch das Denken der Menschen. Der Sex war verbal allgegenwärtig.

Lyndal Roper (1995) verwies mit Bezug auf *Foucault* darauf, dass Regeln zu erfinden nicht schon bedeutet, „daß damit auch Konformität gewährleistet ist. Verhaltensrestriktionen können (...) ihre eigenen Zwänge und Überschreitungsmöglichkeiten sogar bei ihren Verfechtern selbst entfalten“ (*Roper* 1995, 20). Solche Wirkung stellte sie z.B. mit dem Blick auf die farbige Rhetorik der prüden Predigten protestantischer Geistlicher wider das Übel des Tanzes und die erotischen Versuchungen durch das Berühren beim Tanz fest: Das Tanzen wurde sexualisiert (vgl. *ibid.*, 20f).

Foucault (1977) hatte die Dynamik benannt: Dadurch, dass der Sex problematisiert und zu einem beunruhigenden Geheimnis promoviert wurde, hätte sich regelrecht eine *Mechanik der Anreize* herausgebildet, eine grenzenlos wuchernde Ökonomie der Diskurse über den Sex, eine Aufforderung, das Geheimnis zu lüften und permanent über ihn zu reden (vgl. *ibid.*, 49). Der Sex wurde alsdann zu einer Sache des Redens. Sex sollte zum privilegierten Inhalt von Geständnisritualen werden, wie zuerst im Rituale der Beichte und später der Psychoanalyse.

Die Wirkung der Diskurse ist, wie gesagt, stets schillernd und ambivalent: *Jean-Paul Aron* und *Roger Kempf* (1982) berichteten von der von Abscheu begleiteten Neugier der viktorianischen Gesellschaft im Hinblick auf perverse sexuelle Praktiken: „Die Feder, die sich aufrichtet, um das Dunkel zu durchsuchen, liefert den Schreiber dem Sumpf aus, zu dessen Bereinigung er angetreten war“ (*Aron, Kempf* 1982, 35).

Das mag bis heute gelten: Öffnen nicht die aktuellen, affektiv und moralinsauer

hoch aufgeladenen Diskurse über Übergriff, Missbrauch, sexuelle Gewalt und Traumatisierung Tür und Tor für das lüstern-schauernde Phantasieren über unanständige Varianten sexueller Praktiken? Man muss nicht die *Balintsche* Gedankenfigur der „Angstlust“ (*thrill*) (*Balint* 1959) kreativ umdeuten, um auf die Bedeutung des Schauders bei der skandalisierenden Vorstellung des sittlich Unvorstellbaren zu kommen.

2.5.5 *Einschreibungen*

Spätestens seit *Jacques Derridas* Impressionen zu *Freud* „Dem Archiv verschrieben“ (1997) können wir nicht mehr die diskreten Einschreibungen der Diskurse vernachlässigen. Das heißt, uns ist aufgegeben, die den Diskursen über den Sex eingeschriebenen Kommentare mitzubedenken. Es handelt sich dabei meist um normativ-restriktive Kommentare, um Präskriptionen, die, mutuelle Zustimmung heischend und sozusagen vorseilenden Gehorsam bewirkend, bestimmte sittliche Perspektiven und Orientierungen und nicht zuletzt eine Formierung der Rede über den Sex einpflegen und damit einflussreich eine bestimmte Richtung vorgeben sollen. Die eingeschriebenen Kommentare sind ebenso diskret wie normativ. Ihre Wirkung ist hermetisierend und insofern fatal: Sie verdecken nicht nur den Blick auf das durch sie subtil Verurteilte und Tabuierte, sondern sind durch ihre latent pejorative Ausrichtung geeignet, auch das öffentlich geäußerte Argument an den Pranger zu stellen, dass man über Sexualität auch noch ganz anderes reden könnte, als sie es nahelegen. Im Ergebnis versuchen sie vergessen zu machen, dass über Sexualität schon ganz anders geredet wurde und sie verschließen den Blick davor, dass voraussichtlich künftig über Sexualität auch wieder ganz anders geredet werden wird. Denn die Prozesse der Eingrenzung und Ausgrenzung samt den damit gewonnenen Erkenntnissen und verbundenen Bewertungen sind bis heute keineswegs abgeschlossen oder wenigstens zur Ruhe gekommen. Seitdem von unserer Sexualität als ein Abgegrenztes und Allgemeines die Rede ist, haben sich die Vorstellungen von natürlicher und widernatürlicher, von normaler und abnormer, von gesunder und kranker Sexualität ständig verändert (vgl. *Sigusch* 2007, 3). Mit dem Blick auf solche Veränderungen verkündete *Gabor Steingart* (2011) lauthals und etwas voreilig *Das Ende der Normalität*.

3. Sex, Macht und Gewalt

3.1 Macht

Foucaults hervorragendes, durchgängiges Thema war das Phänomen der Macht. Er widersprach der landläufigen Auffassung, dass Macht etwas sei, was man erwerben, wegnehmen, teilen, bewahren oder verlieren könne. Macht ist für ihn keine Entität, sondern etwas, „was sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und beweglicher Beziehungen vollzieht“ (*Foucault* 1977, 115). Im Gegensatz zur konventionellen Sicht, die Macht „oben“ sozial verortet, kommt Macht nach *Foucault* häufig

„von unten“. Machtbeziehungen verhalten sich ihm zufolge zu anderen Typen von Verhältnissen - er nennt z.B. ökonomische Prozesse, Erkenntnisrelationen, sexuelle Beziehungen - nicht als etwas Äußeres, sondern sind diesen Verhältnissen immanent. *Foucault* spricht vom „strikt relationalen Charakter der Machtverhältnisse“ (*ibid.*, 117) und deshalb von der „Allgegenwart der Macht“ (*ibid.*, 114). Macht ist überall, nicht, weil sie alles umfasst, sondern, weil sie von überall kommt. Machtverhältnisse sind differentielle Verhältnisse, die die Singularitäten (Affektionen) bestimmen. Machtverhältnisse durchziehen sogar das „Körperinnere“ (*idem* 1978, 104).⁹

Auch hier kam er zu einer, dem konventionellen Denken widerstreitenden Ansicht. *Foucault* widerspricht der *Freudschen* Repressionshypothese. Er sieht die Sexualität nicht als Triebkraft, die der Macht von Natur aus widerspenstig, fremd und unfügung gegenübersteht - einer Macht, die sich darin erschöpft, die Sexualität unterwerfen zu wollen, ohne sie gänzlich meistern zu können. Sexualität erscheint ihm vielmehr als ein „besonders dichter Durchgangspunkt für Machtbeziehungen“ (*Foucault* 1977, 125): Zwischen Männern und Frauen, Jungen und Alten, Eltern und Nachkommenschaft, zwischen Erziehern und Zöglingen, zwischen Priestern und Laien, zwischen Verwaltungen und Bevölkerungen - wir könnten hinzufügen, zwischen Psychotherapeuten und Patienten. Ihm zufolge fürchtet Macht nicht Sexualität, sondern wirkt durch sie.

Foucaults Theorie der Machtverhältnisse kehrt die landläufige Sicht auf Institutionen und Staat um: Institutionen sind nicht Ursprung und Erklärung von Macht. Für ihn sind sie lediglich Praktiken, operative Mechanismen, die Macht voraussetzen und fixieren. Es „gibt“ nicht den Staat, sondern eine Durchstaatlichung (*étatisation*). Denn das Beherrschen (*gouvernement*) geht dem Staat voraus. Mit Beherrschen meinte er die Fähigkeit des Affizierens in all ihren Aspekten, wie das Beherrschen von Kindern, Seelen, Kranken, Familien etc. (vgl. *Deleuze* 1987, 106).

Pierre Bourdieu (2005), hatte - *wie eine Frau redend* - die männliche Herrschaft einfach als Paradigma aller Herrschaft ausgegeben. Er sprach von symbolischer Herrschaft, wenn der Beherrschte „dazu tendiert, sich selbst gegenüber den herrschenden Standpunkt einzunehmen“ (*ibid.*, 202). Die Besonderheit der symbolischen Herrschaft sah er darin, „daß sie nicht mit den wahrnehmbaren Geschlechtsmerkmalen, sondern mit der Sexualpraxis zusammenhängt“ (*ibid.*, 203). *Robert William*

⁹ Sensus *Foucault* bildet das Thema der Macht einen wichtigen Gesichtspunkt in der Integrativen Therapie: *Petzold, H.G.* (2009d): „Macht“, „Supervisorenmacht“ und „potentialorientiertes Engagement“. Überlegungen zu vermiedenen Themen im Feld der Supervision und Therapie verbunden mit einem Plädoyer für eine Kultur „transversaler und säkular-melioristischer Verantwortung“. Bei www.FPI-publikationen.de/materialien.htm - - *Supervision: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* – 4, 2009. <http://www.fpi-publikation.de/supervision/alle-ausgaben/04-2009-2009d-petzold-h-g-macht-supervisorenmacht-und-potentialorientiertes-engagement.html> *Haessig, H., Petzold, H. G.* (2009): *Transversale MACHT* in der Supervision - integrative und differentielle Perspektiven. Mit einem Geleitwort von Hilarion G. Petzold. www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm *Supervision: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* - Jg. 2009.

Connell (1999) hatte – *noch als Mann* - von *Hegemonialer Männlichkeit* gesprochen. Er bezeichnete damit die temporal und kulturell maßgeblichen Deutungsmuster von Männlichkeit zur Legitimation der gesellschaftlichen Machtstellung von Männern. Simon Blackburn (2008) hatte auf einer tieferen Strukturebene einen Verständnissvorschlag unterbreitet: Sex verschlimmere nur noch das Schamgefühl und löst entweder den Wunsch aus, den Standpunkt des Anderen abzuschaffen, was sich im Sadismus äußere, oder aber der Erniedrigung zu entgehen, indem man sich von Anfang an als Objekt präsentiert und es sich gefallen lässt, für den Anderen nichts weiter als Fleisch zu sein, was zum Masochismus führe. Beide Varianten seien jedoch gleichermaßen zum Scheitern verurteilt, denn beide bringen eine widersprüchliche Kombination von Wünschen mit sich, den Wunsch nach Freiheit und den Wunsch nach Kontrolle. Der Wunsch, den subjektiven Standpunkt des anderen zu übernehmen, sei in der Praxis der Wunsch, diesen Standpunkt abzuschaffen, den Anderen völlig auszulöschen (vgl. Blackburn 2008, 132). Foucault hatte, wie bereits erwähnt, im Sadomasochismus eine spezielle Quelle von Erkenntnis gesehen (vgl. Eribon 1991; Miller 1995). Corinne Maier (2007) kam in ihrem auf Jacques Lacan bezogenen Essay über *die Entdeckung des Begehrens* auch auf den Marquis de Sade zu sprechen, der Ende des 18. Jahrhunderts den revolutionären Franzosen eine *Demokratie der Wollust* propagiert hatte. Für Maier eröffneten sich mit diesem Projekt allerdings nur schreckliche Aussichten. Sie hielt das Recht auf Lust für einen störenden Zusatz, der den universellen Geltungsbereich der Menschenrechte, in den es sich einfügen möchte, vollkommen aus den Angeln heben würde. (*ibid.*, 153 f).

3.2 Gewalt

Steven Pinker (2011) hatte unter dem Titel *Gewalt* „eine neue Geschichte der Menschheit“ vorgelegt. Er sah Gewalt als ein historisches Phänomen und vertrat aufgrund seiner Ansichten und Studien die Auffassung, dass Gewalt im Laufe der Zeit abgenommen hätte. Byung-Chul Han (2011) kam in seiner *Topologie der Gewalt* zu einem anderen Befund. Er sah Gewalt als etwas, das immer da ist, und notierte lediglich eine Veränderung im Hinblick auf den zunehmend strukturellen Charakter der Gewalt in der postmodernen Gesellschaft. Han kam auf eine fatale Tendenz: „Die Geschichte der Gewalt vollendet sich in diesem In-Eins-Fallen von Täter und Opfer, von Herr und Knecht, von Freiheit und Gewalt“ (*ibid.*, 167). Gewalt ist zweifellos ein menschliches Grundproblem. Offenkundig sind völlig normale Menschen unter dem Einfluss von entsprechenden Rahmenbedingungen zu entsetzlichen Brutalitäten fähig (Günter 2011, 151). Was ist reizvoll an Gewalt? Wenn man den interessanten Ausführungen von Eugen Sorg (2011) über den Jugoslawienkrieg folgt, dann ist es die Versuchung der Gottähnlichkeit, die Verlockung, den anderen zu erniedrigen oder gar auszulöschen, Teil der allgemeinen menschlichen Situation, die jeden Einzelnen immer wieder vor die moralische Wahl stellt, zwischen der Maßlosigkeit seines Begehrens und den Forderungen der Zivilisation zu unterscheiden (Sorg 2011, 35

f). *Bill Buford* (1992) behauptete in seiner Reportage über *Hooligans*, Gewalt sei einfach geil. So, wie er es eindrucksvoll dargestellt hat, sind viele Menschen, vorwiegend aber Männer, geil auf Gewalt. Praktizierte sexuelle Gewalt, insbesondere Vergewaltigung und Sexualmord, ist überwiegend ein Problem von Männern (*Lempert, Oelemann* 1995). Dies ist eindeutig empirisch belegbar. *Rolf Pohl* (2004) hat die Gewalttätigkeit von Männern gegenüber Frauen als Folge der *Angst vor Frauen* umfangreich psychoanalysiert – und damit nur auf einen Aspekt hingewiesen. Gewalt ist dennoch nicht allein ein Thema von Männern. Auch wenn körperliche Gewalt noch immer vor allem ein männliches Phänomen darstellt, haben Frauen in den letzten 20 Jahren bei Gewaltdelikten prozentual deutlich und konstant im Vergleich zu männlichen Gewalttätern zugelegt. Form und Intensität der Gewaltausübung von Mädchen und jungen Frauen sind im Begriff, sich denen männlicher Gewalt anzugleichen (*Günter* 2011, 139). *Sex und Gewalt* sind auch weibliche Themen: *Isabelle Azoulay* (1996) fand in den sexuellen Phantasien von Frauen gewaltvolle *phantastische Abgründe* vor. Die weibliche Phantasie bediene *zielstrebig, großzügig und nicht zimperlich gewaltgeladene Bilder*. Sie analysierte diese als Ausdruck der Intensität des weiblichen Begehrens. Ist Gewalt also nur ein Problem der Männlichkeit – wie essentialistisch behauptet wird? Liegen Sexualität und Gewalt etwa nur beim Mann nah beieinander? Etwa, sich der Frau gewaltsam zu bemächtigen, in sie einzudringen, ein kaptatives, possessives, dominantes Verhältnis zu ihr zu begründen? Die Neurobiologie hat Anzeichen dafür ermittelt, dass Aggression und Sexualität in benachbarten Hirnarealen beheimatet sind – dies dürfte für Männer *und* Frauen gelten. *Hilarion G. Petzold* (2003b) hatte in einem Essay über *Aggression* darauf hingewiesen, dass psychophysiologische, biopsychologische, neurowissenschaftliche Perspektiven in einer modernen Theoriebildung zur Aggression nicht unberücksichtigt bleiben können, aber die komplexen Phänomene niemals allein hinreichend erklären werden können (*ibid.*, 12). Wollen wir also dem Biologismus entgehen, hätten wir die Perspektive zu erweitern.

3.3 Zwischenleiblichkeit und Radikalität

Meine folgenden Ausführungen mögen in diesem Zusammenhang für einige ziemlich fatal klingen, weil sie die Aufmerksamkeit auf den ersten Blick in die falsche Richtung zu lenken scheinen und bewusste, sittlich hochstehende Handlungsmöglichkeiten einzuschränken bereit sind: *Zwischenleiblichkeit* wird in der Regel in der frühen Mutterbeziehung gelernt. Hierdurch ist der Sex immer auch durchzogen von Strukturen des frühen Beziehungserlebens und –verhaltens, die schließlich maßgeblich werden für die Erlebnisqualität, Perspektive und Praktiken der sexuellen Beziehung. Hierbei ist unter dem Gesichtspunkt der *Macht* zu bedenken, worauf *Jacques Lacan* (2003) zu sprechen kam: „Die Allmacht, um die es geht, ist die der Mutter“ (*ibid.*, 79). Die Tatsache, dass die Mutter, die in einer triangulären Welt lebt, nach ihrem Belieben anwesend oder abwesend sein, sich dem Kind zuwenden oder versagen kann, macht sie für das werdende Subjekt zu einer realen Macht (*ibid.*, 78;

vgl. Müller-Pozzi 2012, 72f). Lacan (2003): „Was bis dahin auf der Ebene der ersten Konnotation Anwesenheit-Abwesenheit angesiedelt war, wechselt auf einen Schlag in ein anderes Register und wird zu etwas, das sich verweigern kann und alles innehat, wonach das Subjekt ein Bedürfnis haben kann“ (*ibid.*, 79).

Mit dem Blick auf die sexuell realisierten Strukturniveaus spielt die Bindungskraft früher pathologischer Beziehungserfahrungen sicher eine ausschlaggebende Rolle bei intimen Gewaltausbrüchen, insbesondere in Fällen so wahrgenommener, sexueller Zurückweisung, Enttäuschung, Erniedrigung, Misshandlung. Durch den regressiven Gehalt der in der Sexualität realisierten Strukturniveaus kann es leicht zu Oszillationen kommen, von einem intensiven, wunschgetriebenen, entdifferenzierenden, Grenzen auflösenden, lustvollen Bereich zu einem anderen, in dem Aggression, Possessivität und Gewalt Platz greifen. Unter Berücksichtigung der Radikalität des drängenden Wunsches, in der Sexualität den anderen zu erobern, ihn ausschließlich zu besitzen, ihm Grenzen auflösend nahezukommen, dabei die Differenzierung des eigenen Erlebens und das Erleben der Differenz aufzuheben, zugunsten einer umfassenden, überwältigenden Ganzhorizont-Erfahrung, könnte man vielleicht sogar erstaunlich finden, wie wenig in der Sexualität die Grenzen zur Gewalt tatsächlich überschritten werden.

Sex, Macht und Gewalt lassen sich sprachlich leicht auf eine Reihe bringen. Eine solche glatt von der Zunge gehende Reihung, die zudem dem gegenwärtigen ideologischen Mainstream konveniert, ist allerdings gut geeignet, die nötigen Präzisierungen, Differenzierungen und erkenntniskritischen Problematisierungen nicht nur auszulassen, sondern auch nicht zu diesen hinzuzuführen. Präzisierungen und Differenzierungen wären indessen nötig, um das Problemfeld noch einigermaßen angemessen zu begreifen. Wir stehen hier noch mit vielem am Anfang. Zumal die Auslassungen mittlerweile sowohl Fragedefizite als auch Erkenntnisstaus samt Strukturregressionen der Theoriebildung bewirkt haben. In der Folge feiert das triviale, verharmlosende Denken fröhlich Urständ und sättigt die Diskurse mit gefälligen Klischees. So mag es dann weiterhin glatt heißen, dass Männer „nach außen“ und Frauen „nach innen“ erzogen werden und sich entsprechend im Hinblick auf Gewalt verhalten: Männer prügelnd, Frauen selbstverletzend. Oder es soll geglaubt werden, dass „Streiten verbindet“. So mag über den Abgründen harmlos eine „Paarsynthese“ (Cöllen 1993) angestrebt oder kreative Wege gesucht werden, die sexuelle Leidenschaft wieder zu erwecken (*Schnarch* 2011).

4. Zum gegenwärtigen Stand der Dinge

4.1 Altes Denken

Das wissenschaftliche Denken über die Sexualität hat sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts tiefgreifend verändert. Insbesondere hat es seine Formen geändert und sich drastisch verkompliziert. Die derzeit vorherrschenden Komplikationen verdanken sich wesentlich einem erkenntnis- und wissenschaftskritischem Denken, das im 20. Jahrhundert aufkam. Gemessen an diesem neuen Denken hatte es die romantische Naturphilosophie des 19. Jahrhunderts noch einfach. Sie konnte von einem tendenziell unhistorischen Begriff der Natur ausgehen, samt der Vorstellung eines mit sich selbst identischen Erkenntnisobjekts, das nur der ruhigen Beobachtung, genauen Beschreibung und kategorialen Zuordnung bedurfte. Sexualität konnte als biologisches Ereignis begriffen und danach unbestritten Gegenstand naturwissenschaftlicher oder medizinischer Erkenntnis sein. Relative Einfachheit könnte man in dieser Hinsicht sogar noch den etwas komplizierter argumentierenden philosophischen Gegenspielern der romantischen Naturphilosophie (*Marquard 1973*), nämlich gewissen dialektischen, geschichtsphilosophischen Denkschemata zuerkennen, die den Gegensatz von Natur und Kultur ideologisch setzten, in denen einer – als vorhanden vorausgesetzten - wilden, triebhaften, blindwirkenden Natur durch Beherrschung, Triebaufschub und Triebunterdrückung Kultur abgerungen werden musste, um dieser dann wiederum sittlich entgegengesetzt zu werden. Diese Art des Denkens verdankt sich insbesondere der deutschen idealistischen Philosophie (*Marquard 1987; Hemecker 1991; Gödde 1999*). Ein Ideengefüge, auf dem z.B. *Sigmund Freud* noch seine Triebtheorie, seine Kulturtheorie samt seiner Konstruktion des psychischen Apparats errichten konnte. Für *Freud* schlossen sich Triebbefriedigung und Kultur bekanntlich aus.

Diese Vorstellungen sind hier deshalb erwähnenswert, weil sie sich offenbar unausrottbar in unseren Köpfen eingenistet haben und auf die eine oder andere Weise auch heute noch das konventionelle Denken prägen.

4.2 Neues Denken

Im modernen wissenschaftlichen Diskurs wurde das alte Denken abgelöst durch ein erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch hochreflektiertes, differenzierend ausgefeiltes, polylogisches, multiperspektivisches, heterotopisches Denken, das ursprünglich insbesondere durch die Denkweisen der französischen Philosophie inspiriert bzw. von diesen abgeleitet war. Hier wären, um mit den Männern zu beginnen, u.a. insbesondere der Existenzialismus von *Jean Paul Sartre* zu nennen, die erlebnistheoretische intersubjektive Phänomenologie von *Maurice Merleau-Ponty*, die Diskurs- und Machtanalysen von *Michel Foucault*, die Dekonstruktion von *Jacques Derrida*, die Analyse der Postmoderne durch *Jean-Francois Lyotard* sowie die Thematisierung des Anderen und Fremden insbesondere durch *Emmanuel Lévinas* und heute hervor-

ragend im deutschen Sprachraum durch *Bernhard Waldenfels*. Der Reigen der theoretischen Klassiker auf der Frauenseite weist insbesondere *Simon de Beauvoir* und *Judith Butler* auf, des Weiteren, um nur einige zu nennen, *Luce Irigaray*, *Julia Kristeva*, *Lyndal Roper*, nicht zu vergessen die bedeutenden Beiträge von *Drucilla Cornell*. Diese Liste müsste um etliche Namen erweitert werden!

4.3 Subjektkonstitution und Identität

Unter den Gesichtspunkten von Subjektkonstitution und Identität wird die Sexualität nicht einfach zu dem von der Natur vorgegebenen, heterosexuellen Verfahren, sich zu vermehren. Ebensovienig wird das dabei lustvoll Erlebte einfach nur zum Motiv für die sexuelle Betätigung. Auch die sexuelle Anziehung erschöpft sich nicht darin, einfach nur eine aromatisch übermittelte, geheime List der Natur zur Erweiterung des Genpools darzustellen. Es geht vielmehr um die komplizierte konstruktivistische Generierung eines gänzlich Anderen: Der Identität.

4.3.1 Judith Butler

Judith Butler (1997), die herausragende, richtungsweisende Theoretikerin des Feminismus, hatte in ihren außerordentlich komplexen Theoriebildungen, sich dabei in gute französisch-philosophische Tradition stellend, den impliziten Vorgängen der Eingrenzung und Ausgrenzung hohe genealogische Bedeutung zugemessen. So betonte sie, es reiche keineswegs, zu behaupten, dass menschliche Subjekte konstruiert seien, denn die Konstruktion des Menschlichen sei ein differentieller Vorgang, der erst das mehr oder weniger Menschliche, das Unmenschliche und das menschlich Undenkbare erzeuge. Diesen ausgeschlossenen Orten des Unmenschlichen und menschlich Undenkbaren falle die Rolle zu, das „Menschliche“ als dessen konstitutives Außen zu begrenzen und diese Grenzen als andauernde Möglichkeit ihrer Durchbrechung und Reartikulation heimzusuchen (vgl. *Butler* 1997, 30). *Butler* setzte demnach nicht einfach auf Konstruktivismus, sondern beharrte auf der konstruktiven Kraft des Ausschlusses, der Auslöschung, der gewaltsamen Zurückweisung und Verwerflichmachung (abjection) und deren aufsprengende Wiederkehr gerade unter den Bedingungen diskursiver Legitimität (*ibid.*, 30)¹⁰. Gehen wir weiter ad fontes: Nach *Butlers* Ansicht kann *Geschlecht* keine vordiskursive anatomische Gegebenheit sein (*ibid.*, 26). Sie bezog sich in der Begründung dieser Ansicht ausdrücklich auf *Simone de Beauvoir*, die in ihrem epochemachenden Werk *Das andere Geschlecht* u.a. ausgesagt hatte: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“

¹⁰ *Butlers* Methode des Theoretisierens besteht wesentlich darin, vorliegende Theorien über den Sex auf ihre Grundannahmen hin zu untersuchen, um an ihnen herauszuarbeiten und ihnen vorzuhalten, inwieweit diese Implikationen maßgeblich für deren Inhalte sind. Insbesondere bestritt sie die Letztgültigkeit der Grundannahmen dieser Theorien. So kritisierte sie in ihrer Schrift *Das Unbehagen der Geschlechter (Gender Trouble)* u.a. den Strukturalismus, insbesondere *Claude Levy-Strauss*, die Psychoanalyse, insbesondere *Sigmund Freud*, *Jacques Lacan* und *Joan Riviere*, aber auch *Luce Irigaray* und *Julia Kristeva*.

(*Beauvoir* 1949/2000, 334). Mit diesem Anschluss öffnete *Butler* allerdings eine Lücke für kritische Einwände¹¹. *Butlers* Argumentation ist im Folgenden nur noch im Kontext ihrer Interessen zu verstehen: Sie will das Geschlecht durch die Verlagerung auf die Diskursebene entnaturalisieren. Sie bestreitet, dass es sich bei der Geschlechterdifferenz um eine *primäre Differenz* handelt. Sie will stattdessen die natürlichen Sachverhalte des Sexes als *angebliche* hinstellen (vgl. *Butler* 1997, 23), ihnen den ontologischen Status nehmen und sie als Effekte hegemonialer Diskurse ausgeben. *Sex* wird so zum Ergebnis von männlich vermittelten Machtverhältnissen, sozusagen zur materialisierten Geschichte (vgl. *Villa* 2003, 62). *Butler* dreht die biologische Auffassung von Sexualität regelrecht um, indem sie in ihrer Version der *Genealogie der Sexualität* behauptet, dass ursprünglich soziale, kulturelle Konstrukte historisch erst zur Natur geworden seien. Kritisch könnte man anmerken, dass *Butler* im Ergebnis die Sexualität jeglicher biologischer Substanz „entbeint“¹², indem sie sie auf die Diskursebene verlagerte und in logisch generierte Sprachspiele auflöste. Dadurch, dass *Butler* alles, was vorkommt, zum Text erklärt, bewegen sich ihre zweifellos bedenkenswerten Ausführungen mitunter hart am Rand abstrakter Logelei. *Claudia Höfner* und *Brigitte Schigl* (2012) merkten erst kürzlich kritisch noch einmal an, dass *Butler* ihre Überlegungen rein theoretisch, also diskurs- und begriffsanalytisch anstelle. Ihre radikale Diskursontologie führe dazu, dass sämtliche Realität, auch die Materialität des Körpers zu Text mutiert (vgl. *Höfner* 2007; *Abdul-Hussein* 2011, *Schigl* 2012).

Rüdiger Schnell (1997) machte auf *Butler* gemünzt darauf aufmerksam, dass dem Diskursprodukt *sex* erkenntnistheoretisch nicht derselbe Status zukommen könne, wie dem anatomischen Befund *sex*. Die Historikerin *Lyndal Roper* (1995) rückte selbstkritisch zurecht, dass die feministische Geschichtswissenschaft den Körper und die sexuelle Differenz zu wenig beachtet habe. *Gender* sei kein Produkt kultureller und sprachlicher Gewohnheiten, sondern von der körperlichen sexuellen Differenz wesentlich beeinflusst. Diese Ansicht vertrat übrigens auch *Simone de Beauvoir*: Sie sah die Geschlechtertrennung als eine biologische Gegebenheit und nicht als Merkmal der Menschheitsgeschichte (vgl. *Beauvoir* 1949/2000, 15f).

¹¹ *Paula-Irene Villa* (2003), problematisiert zu recht *Butlers radikale Lesart* (*ibid.*, 61) und verbreitet, dass diese Lesart *Butlers* nicht unumstritten sei. Dies allerdings - politisch geleitet - aus schlechten Gründen: Sie verweist auf *Toril Moi* (1996), *Moi* hatte die Biologisierung des weiblichen Körpers bei *Simon de Beauvoir* mit dem Argument problematisiert, dass jene ernstlich zu glauben scheine, dass der männliche Körper weniger biologisch sei als der weibliche (*Moi* 1996, 270). Nun gab *de Beauvoir* als philosophisch wohlgebildete Frau mit ihrer Ausführung, „dass nur die Vermittlung anderer ein Individuum zum *Anderen*“ machen kann, lediglich die bis heute philosophisch kaum zu bestreitende Ansicht der intersubjektiven Phänomenologie wieder. Unbeachtet bleibt über diese Ignoranz, dass *Simone de Beauvoir* nach wie vor von *Mädchen* und *Knaben* sprach, damit also anatomische Unterschiede keineswegs bestritt oder in den Bereich der Diskurse verwies. Zur Kritik von *Moi* siehe auch *Schor* 1992, 230f.

¹² *Barbara Duden*, eine Pionierin der Körper-Geschichte (1991), betitelte ihre Butlerkritik (1993) *Die Frau ohne Unterleib*.

4.3.2 Identitätsprobleme

Mit dem Thema der *Identität* (vgl. *Petzold* 2012; *Böhme* 1997; *Marquard, Stierle* 1979) hielt allerdings ein neues Problemfeld Einzug in die Rede über den Sex, das eine eigene kritische Würdigung verdient hätte. So wäre vor fleißigem Gebrauch des Begriffes zuerst zu fragen, was das überhaupt sein könnte, *Identität?* Aus unserer Sicht – der erlebnistheoretisch-phänomenologischen Sicht – ist Identität zuerst eine elementare Form leiblicher Wahrnehmung, mit der ein Gefühl innerer Stimmigkeit und Selbstzugehörigkeit einhergeht. Es handelt sich um eine Wahrnehmung, die dem „Ich“ zukommt und zu der Erkenntnis führt: „So bin ich!“; um schließlich in die Entscheidung zu münden: „Das bin ich!“. *Identität* wird dieser Ansicht zufolge durch einen leiblichen, inneren Vorgang begründet, der – persönlichkeits-theoretisch begriffen - vom „Selbsterleben“ zum „Ich“ führt. Es geht um die persönlichkeits-theoretische Modellvorstellung eines Ichs, das über die Fähigkeit zur Exzentrizität verfügt, dadurch in die Lage kommt, ein „Selbst“ zu erkennen, um alsdann in Attributionsvorgängen und selbstreferentiellen Entscheidungen zu enden (*Schuch* 2012, 193).

Identität ist stets dialektisch zu verstehen (vgl. *Adorno* 1966, 146f) Im frühen Entwurf seiner Persönlichkeitstheorie hatte *Hilarion G. Petzold* diesem Postulat bereits Rechnung getragen und die Genese von Identität in einer Zusammenführung von *Phänomenologie* (*Merleau-Ponty*) und *Rollentheorie* (*Moreno*) theoretisch begründet (vgl. *Petzold, Mathias* 1982). Identität entsteht so verstanden in dialektischen Prozessen: Einerseits gewinnt das Ich Bilder über das Selbst aus dem Selbsterleben und attribuiert diese dem Selbst. Andererseits erfährt das Ich im Sozialisationsprozess aus dem Außenfeld Fremdattributionen und gleicht diese mit vorhandenen Selbstbildern ab. Identität konstituiert sich dann im Zusammenwirken von Leib und Kontext im Zeitkontinuum. Identität erwächst aus dem Miteinander im sozialen Netzwerk in reziproken Prozessen (*Petzold* 2003, 72f). Identität stellt letztlich ein vielfach vermitteltes, stets kulturell durchdrungenes Phänomen dar, das soziologische Dimensionen (*Krappmann* 1969) aufweist. Leibliche Wahrnehmung und also vermittelte Identität ist ein polylogisch generiertes Kulturprodukt (*Petzold* 2002). Für *Petzold* ist das Identitätskonzept mittlerweile in eine *Prekarität* geraten (*idem* 2012, 443). Er spricht transgredierend mit dem Blick auf die *extreme Transversalität der Zeitgeschichte* (*ibid.*, 447) von *Transversaler Identität*.

Ich beschränke mich aus meinem Blickwinkel auf einen letzten Hinweis: Das, was wir heute als Identität verstehen (*Henrich* 1979), ist ein Phänomen der Moderne: Erst die Moderne hat das Individuum hervorgebracht, die Idee des mit sich selbst identischen Einzelmenschen. *Theodor Wiesengrund Adorno* (1966) hatte das Identitätsprinzip und dessen maßgebliche Wirkungen problematisiert. Er nahm an, dass den Individuen ein Identitätszwang verordnet wurde. Sie wurden in den Bann geschlagen, sie müssten „sich selbst“ sein, zu sich selbst finden, zu einer eigenen Identität gelangen. *Adorno* führte ein dem hier verfolgten Gesichtspunkt von Eingrenzung und Aus-

grenzung nicht unähnliches Argument an, um das Gewaltsame des Identitätsprinzips zu charakterisieren: Was die Herrschaft des Identitätsprinzips am Nichtidentischen toleriere, sei seinerseits vermittelt vom Identitätszwang, „schaler Rest, nachdem die Identifizierung ihr Stück von sich weggeschnitten hat“ (*Adorno* 1966, 338).

Abhängig und bedürftig, wie Menschen nun einmal sind, zumal in dominierenden Sozialverhältnissen, gegen die sie nicht ankommen, haben sie unbemerkt das Diktat für die Realität genommen. Sie machen sich an die Schaffung oder auf die Suche nach einer Identität oder behaupten eine solche einfach nur für sich, um anschließend diese Fiktionen zu verwirklichen. Identität wurde mit der Zeit zu einem unverzichtbaren Teil ihrer Persönlichkeit. In der Spitzengruppe der psychischen Erkrankungen am Ende des 20. Jahrhunderts befanden sich „Identitätsprobleme“.

Hilarion G. Petzold (2012) begann seine Ausführungen über die von ihm konzipierte theoretische Modellvorstellung *Transversale Identität* mit dem Hinweis, das Thema *Identität* sei *ein modernes Thema, ein Thema der Moderne* (*ibid.*, 407). Ihm zufolge handelt es sich um ein *anthropologisches Strukturphänomen*, das nach multitheoretischen Diskursen durch die Menschheitsgeschichte verlangt, um es jeweils in Kontext und Kontinuum zu begreifen (vgl. *ibid.*, 408).

Die Emergenz eines Geschlechtsidentitätsbewusstseins als solches ist ebenso ein historisches Phänomen. *Annette Runte* (1996) setzte es relativ spät an: Denn das Gefühl, nicht nur ein Geschlecht zu haben, sondern es wesentlich zu sein, tauchte gleichzeitig mit dem Subjekt der Innerlichkeit auf und wurde durch essentialistische Philosophien gestützt, die die Polarisierung der Geschlechtscharaktere begleiteten (*Runte* 1996, 47).

Hermann Schmitz (1989) hatte im Sinne seiner *Neuen Phänomenologie* darauf hingewiesen, dass Identität eine Entscheidung hinsichtlich der Polarität von Identität und Verschiedenheit voraussetzt¹³. *Annette Runte* (1992) kam im Kapitel *Transsexuelle Anti- / Homosexualität im Dienste des Geschlechts* zu dem Befund, dass transsexuelle Identitätskonstitution häufig über eine Ausgrenzung erfolgt, die Klischees medizinischer Differentialdiagnostik kopiert (*ibid.*, 19). *Carol Hagemann-White* (1984) merkte kritisch an, dass eine wesentliche Voraussetzung für jegliche Form von Identität im symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit in der Zuordnung zum männlichen oder zum weiblichen Geschlecht liege (*ibid.*, 90f).

In zahlreichen Beiträgen des feministischen Diskurses war zwar immer wieder von *Identität* die Rede, das Problemfeld wurde aber nicht immer als solches erkannt, re-

¹³ Unentschiedenheit wird demgegenüber dem Chaos zugerechnet. *Schmitz* sieht also „ein dynamisches Ganzes chaotischer Mannigfaltigkeit“, aus der die Spitzen der Individualität heraustreten (*Schmitz* 1989, 84). Das angesprochene „Chaos der Unentschiedenheit“ wird nach *Schmitz* durch das Erschrecken strukturiert: Identität verdankt sich demnach erlebnistheoretisch dem Erschrecken, das dazu führt, dass das Individuum aus einem traumartigen Gefühl des Gleitens herausgerissen und damit die Themen von Identität und Verschiedenheit aktuell werden. *Identität* verweist genetisch auf *Eindeutigkeit* und *Verschiedenheit* (*Schmitz* 1989, 76).

spektive nicht immer erkenntnis- und wissenschaftskritisch niveauvoll behandelt. Die Beiträge von *Sabine Hark* (1999; 2010) bilden in dieser Hinsicht eine Ausnahme. *Hark* problematisierte, dass der Rekurs auf Identität, in dem Unterfangen, sich selbstmächtig zu definieren und zu benennen und im Namen dieser Identität politisch zu agieren, eine höchst ambivalente Angelegenheit sei (*Hark* 1996, 170). Sie warnte nachdrücklich davor, „Identitäten zu verdinglichen“ (*Hark* 1999, 10; 2010, 111). *Lesbische Identität* soll weniger als statische Beschreibung – etwa *Lesbischsein ist eine sexuelle Präferenz* oder *Lesbischsein ist politisch* – sondern als *Bewegung des sich permanent neu Entwerfens* und als ethische Haltung verstanden werden (vgl. *Hark* 1996, 171). Sie propagierte die Begrifflichkeit *deviante Subjekte*. Damit meinte sie Subjekte, deren Identität niemals abgeschlossen ist, auch wenn ihre Bedeutung temporär geschlossen wird. *Deviante Subjekte* seien nicht über Zeit und Raum identisch. Ihr Ausgangspunkt sei die Differenz innerhalb von Identität, der konstitutive Mangel an der Wurzel jeder Identität (*ibid.*, 174f).

5. Auflösungserscheinungen

5.1 Es geht ums Ganze

Kommen wir zu weiteren Schwierigkeiten der Rede über den Sex. Diese Schwierigkeiten sehe ich als Folge der Erosion der Sachebene und der zunehmenden Diffusion und dekonstruktiven Atomisierung der theoretischen Modellvorstellungen in der Rede über den Sex. Diese Prozesse der Erweiterung, Auffächerung, geradezu Verflüssigung (*Ziegler* 2008) und Auflösung haben sich in verschiedene Richtungen vollzogen – um nur drei zu nennen: zum ersten im Hinblick auf die Vorstellungen von Geschlecht überhaupt; zum zweiten im Hinblick auf traditionelle heterosexuelle Geschlechtsdefinitionen, und zum dritten im Hinblick auf die Vorstellungen von normal und anormal. Diese Prozesse gehen ideologisch zweifellos aufs Ganze. Sie sind insofern von grundsätzlicher Bedeutung, denn sie stehen für nicht mehr und für nicht weniger als den Zerfall der traditionellen theoretischen Modellvorstellungen in den Reden über den Sex.

5.2 Die Erosion der Sachebene

Wir müssen mittlerweile von einem Zerfall der Idee einer Sachebene ausgehen, der Idee eines sogenannten Dritten, der Vorstellung eines Erkenntnis-Objekts, das von allen als solches akzeptiert wird, oder auf das man sich problemlos einigen kann. Nur um auf den sexuellen Gehalt dieses sogenannten Dritten und auf die szenische Bedeutung dieses Verlustes hinzuweisen: Die Idee dieses Dritten fand im letzten Jahrhundert traditionell ihren Grund - im stets zu kurz greifenden Kleinfamilienparadigma der Psychoanalyse (*Großmaß* 1991) ausgedrückt - durch die selbstverständliche, gleichsam natürliche Präsenz des Vaters in der Familie. Der Vater war unbestritten ein konstitutives Element der Familie. Vater, Mutter, Kind bildeten einen paradigm-

matischen Triangel. Der Vater stand in dieser Modellvorstellung der Familie vor. Er ernährte sie durch seine außerfamiliare Arbeit. Er etablierte ihren gesellschaftlichen Stand und repräsentierte sie nach außen. Er vermittelte in die Familie die äußere Realität und importierte damit die Sachebene. Nach *Sándor Ferenczi* (1932) und nachfolgend *Michael Balint* (1973) etablierte sich so die Strukturebene der „Sprache der Erwachsenen“ zwischen Vater und Mutter. Die Sprache der Erwachsenen bildete wegen ihres Bezugs auf die vom Vater in die Familie gebrachte äußere Realität und durch die spezifische sinnliche Qualität der Mann-Frau-Beziehung eine höhere Struktur gegenüber der privatsprachlich verfassten Dyade von Mutter und Kind. Die Sprache der Erwachsenen beherrschte als Objektivität die ganze Familie und strukturierte die elterliche Beziehung. Die Gehalte der elterlichen Beziehung kamen regelrecht von oben auf das Kind herab und wirkten dadurch schon normativ. Das Kind war so der Sprache der Erwachsenen ausgesetzt, deren Implikationen zwar traumatisierend in seinen Erfahrungsbereich eindringen, seine eigenen Erfahrungs- und Erfungsverarbeitungsmöglichkeiten jedoch überstiegen. *Sándor Ferenczi* (1932) setzte verharmlosend die Sprache des Kindes als „Sprache der Zärtlichkeit“ in Gegensatz zur Sprache der Erwachsenen, die seiner Ansicht nach von Sexualität und Hass charakterisiert war.

Die Vorstellung der Konstitution von sachlich verfasster Wahrheit durch das Hinzu kommen des Vaters in die Familie ist durch den historischen Verfall der väterlichen Autorität in der Familie, die zunehmende Auflösung der Familie und die Abwanderung der einst väterlich repräsentierte Autorität an anonyme Instanzen (*Fromm* 1936) regelrecht peinlich blamiert. *Philipp Aries* und *André Béjin* (1984) zeigten in ihren Beiträgen die tiefgreifenden Veränderungen auf, die die Ehe über die Zeit erfuhr. *Volkmar Sigusch* (2007) spricht in seinem Beitrag *Kultureller Wandel der Sexualität* vom „Schrumpfen, Deregulieren und Entwerten der traditionellen Familie“ (aaO., 16).

Geblieden wären allerdings auch gemäß dieser theoretischen Modellvorstellung - nach dem Verfall der väterlichen Autorität resp. der Eliminierung des Vaters aus der Familie- die Verknüpfung von Sexualität und Hass in der Beziehung von Mann und Frau.

5.3 Vom Sex zum Gender

Die in der Rede über den Sex heute allgemein übliche Differenzierung *Sex – Gender* geht auf den Psychiater und Sexualwissenschaftler *John Money* (1955)¹⁴ zurück

¹⁴ *Schweizer, Richter-Appelt* (2012) berichtet, dass *John Money* die von ihm geprägte Differenzierung zwischen Sex und Gender später (1994) bedauerte, weil sie zu einer dichotomisierenden Diskussion und zu groben Vereinfachungen geführt hätte, z.B. zu der Sichtweise, Sex sei ausschließlich biologisch determiniert und Gender ausschließlich sozial konstruiert, worüber die Verwobenheit beider Teile leicht übersehen würde (*Schweizer, Richter-Appelt* 2012, 21). *Moneys* im Kontext der chirurgischen Geschlechtsumwandlung aufgebrachter Gender-Begriff wurde regelrecht durch den Feminismus enteignet. Eine grundsätzliche Kritik an *Moneys* Ansatz übte sein Nachfolger *Paul McHugh* (2004). Zur Rolle von *John Money* s. *Zastrow* 2006b.

und spielte seit den Diskussionen der 50er und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts zunehmend eine prägende Rolle. *Volkmar Sigusch* (2005) zufolge ging es in diesen Diskussionen darum, Körpergeschlecht vom Geschlechtsrollenverhalten und dieses wiederum von der Geschlechtsidentität zu unterscheiden (*ibid.*, 136). *Sigusch* (2008) sah, die Diskussion etwas vereinfachend, den zentralen Streitpunkt dieser Auseinandersetzung durch die Frage ausgedrückt, was an der Sexualität natürlich vorausgegeben und was gesellschaftlich fabriziert sei (*ibid.*, 529).

Die *Sex–Gender-Diskussion* wurde und wird gelegentlich noch immer affektiv hoch aufgeladen und polarisierend geführt. Dies mag auf dem Hintergrund der Jahrtausende alten Geschichte der männlichen Vorherrschaft und des sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts formierenden feministischen Aufbegehrens gegen diese als Ungerechtigkeit empfundenen Ordnungen und Praktiken leicht zu rationalisieren sein – zumal Ungerechtigkeit und Ungleichheit in vielen Bereichen nach wie vor fortbestehen. Hintergrund für das emotionale Echauffement bilden allerdings heute sexualpolitisch und ideologisch motivierte Interessengegensätze. Inhaltlich bestritten insbesondere radikal feministische Positionen die traditionell biologischen resp. evolutionsbiologisch fundierten Auslegungen der Sexualität. Die natürlichen Grundlagen des Geschlechts sollten als *angebliche* vorgeführt werden, als Bestandteil hegemonialer Diskurse (*Villa* 2003, 61). Die biologische Grundlegung der Sexualität wurde bestritten, zum einen wegen der damit verbundenen Festschreibung der Verhältnisse als natürlich und zum andern wegen der darin angeblich inkludierten patriarchalischen Ordnungs- und Machtverhältnisse. Stattdessen rückten die feministischen Diskurse kulturelle und interaktive Aspekte der Sexualität in den Vordergrund. Im Extrem bezogen sie radikal-konstruktivistische Positionen - *alles* sei soziale Konstruktion. Es gäbe dann keine naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit mehr, „sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht“ (*Hagemann-White* 1988, 230).

Drucilla Cornell (1992a), eine herausragende Vertreterin des dekonstruktiven Feminismus vertrat in ihrem Essay *Das feministische Bündnis mit der Dekonstruktion* im Anschluss an *Derrida* die Ansicht, dass die Referenten für das in einem Text Gesagte innerhalb des Textes liegen, der Referent also textuell sei: „Es gibt keinen letzten äußeren Referenten, in dem der Prozess der Interpretation zu einem Ende käme, in der Art einer Natur oder einer Biologie oder gar konventioneller Geschlechterstrukturen“ (*Cornell* 1992a, 284). Damit geriet sie in die Kritik von *Rüdiger Schnell* (1997): „Zu bestreiten, dass sprachliche Zeichen einem eindeutigen Signifikat in der Realität außerhalb des Textes entsprechen, zu behaupten, dass Realität ausschließlich im Text und durch den Text bestehen, setzt sich dem Vorwurf des Selbstreferentiellen aus: *Der Text bezieht sich nur noch auf sich selbst*“ (*Schnell* 1997, 27).

In der Folge der feministischen Diskussion um die *soziale Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit* unter der Prämisse der Unterscheidung zwischen Sex und

Gender versuchte sich ein Weltbild breitzumachen, das, programmatisch *wider die Eindeutigkeit* (Engel 2002) gerichtet, keine geschlechtsspezifischen Eigenschaftszuschreibungen kennen wollte. Es sollte keine eindeutigen Geschlechtsidentitäten und auch keine klar abgegrenzten Frauen- und Männerrollen (Scheffler 2010, 51) mehr geben. Stattdessen sollte die interaktive geschlechtsspezifische Beziehungsgestaltung im Vordergrund stehen (*ibid.*, 52).

Das affektive Eigenerleben jedes Individuums unterliegt dem biologischen, hormonellen und neuronalen Zusammenspiel und den ökologischen, vor allem aber den sozialen Situationen, in die Menschen hineingeboren sind, in denen sie leben und sich in die soziale Gender-Rolle, in das soziale Geschlecht, hineinentwickeln: „In seiner Leiblichkeit erhält das Subjekt Mann oder Frau eine Qualität, die sich nicht als synthetisches Produkt aus den Einzelementen beschreiben lässt. Bios, Psyche, Nous, Sozialität und Ökologie entpuppen sich hier als Sichtweisen, als Perspektiven, die, jede einzelne für sich, nur reduktionistisch sein können“ (Edlhaime-Hrubeč, Edlhaime 2011, 16).

Lyndal Roper (1995) bekannte im Rückblick selbstkritisch, dass „die feministische Geschichte, wie ich und andere sie beschrieben haben, auf einer Verleugnung des Körpers beruht“ (*ibid.*, 15). *Volker Zastrow* (2006) spitzte in seiner genderkritischen Polemik zu, dass der theoretische Kern des Gender-Begriffs keineswegs die Existenz sozialer Geschlechterrollen und deren Merkmale meine, sondern dass Gender in letzter Konsequenz behauptete, „dass es biologisches Geschlecht nicht gebe“ (*ibid.*, 17). Er verwies zudem auf die Randperspektive dieses Ansatzes, indem er „in erster Linie (...) die Übernahme der Körper- und Identitätstheorien eines homosexuellen Mannes durch homosexuelle Frauen“ sah (*ibid.*, 16). Der gemeinte homosexuelle Mann, *Michel Foucault*, war übrigens weit davon entfernt, den Körper konstruktivistisch auszuradiieren. Er hatte vielmehr darauf beharrt, in seiner Analyse den Körper sichtbar zu machen (Foucault 1977, 181). *Foucault* sah das Biologische und das Historische komplex verschränkt. Die Analyse der Sexualität als politisches Dispositiv bedeute nicht die Ausschaltung des Körpers, der Anatomie des Biologischen, des Funktionellen (*ibid.*, 180). Vielmehr seien die Machtdispositive direkt an den Körper geschaltet – an Körper, Funktionen, physiologische Prozesse, Empfindungen, Lüste. *Andreas Kraß* (2003) erkennt *Foucaults* Problematisierung, wenn er behauptet, *Foucault* sähe „Sexualität nicht als biologisches Phänomen, sondern als kulturelles Konstrukt“ (*ibid.*, 20).

5.4 Hegemoniale Männlichkeit und die Erfindung der heterosexuellen Matrix

In der Vergangenheit war es selbstverständlich, alles Sexuelle - nicht nur sinnbildlich – von vornherein als heterosexuelle Interaktion organisiert zu sehen (vgl. *Lautmann* 2002, 375). Diese Vorstellung geriet wegen der Konservierung der ihr inhärenten Machtkonstellation von *Mann* und *Frau* in die Kritik. *Robert William Connell* (1999) prägte den Begriff der *hegemonialen Männlichkeit*. Er definierte diese als jene Konfi-

guration geschlechtsbezogener Praxis, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet oder gewährleisten soll (vgl. *Abdul Hussein* 2011).

Heute lehnen nicht wenige Autoren die Vorstellung der Heterosexualität grundsätzlich ab. *Andreas Kraß* (2003) spricht von *heteronormativen Ordnungen des Geschlechts und der Sexualität* (*ibid.*, 27) sowie von der *Diktatur der Heterosexualität* (*ibid.*, 7). *Bartel, Horwath et al.* (2008) sprechen von *Heteronormativität*. Die Idee der Heterosexualität geriet speziell dem sogenannten *Queer Denken* (*Kraß* 2003) zur schier unerträglichen Zumutung.

Im neuen Denken über den Sex bildet die allgegenwärtige weltanschauliche Prävalenz der sogenannten *heterosexuellen Matrix* einen zentralen Kritikpunkt. Es geriet in den Fokus der engagiert-kritischen Aufmerksamkeit, dass sich in vielen Äußerungen über den Sex regelmäßig explizite oder implizite Hinweise auf den autoritativen Geltungsanspruch der heterosexuellen Matrix fänden. Die Idee einer heterosexuellen Matrix wurde ideologisch mit der Idee eines *Patriarchats* und der darin inkludierten *Unterdrückung der Frau* verknüpft. Aufgebracht wurde die Gedankenfigur der heterosexuellen Matrix von *Judith Butler* (1991). Die *heterosexuelle Matrix* bildet ihr zufolge als *Matrix der Intelligibilität* (*Butler* 1991, 39) sozusagen die ideologische Ausgangslage für die Vorstellung von Geschlecht.

Auf *Butlers* differenzierte theoretische Analysen griffen - auf wissenschaftstheoretisch meist niedrigerem Strukturniveau - zahlreiche engagierte Proklamationen zurück. So berichtet *Alice Pechriggl* (2008) unkommentiert, die heterosexuelle Matrix bringe überhaupt erst die Geschlechterordnung und die damit verknüpften Verhältnisse hervor (*ibid.*, 27) – als wäre sie nicht Tochter ihres Vaters und ihrer Mutter. War es nun die Mutter - oder nur ihr Geschlecht? (vgl. *Großmaß* 1989).

Aus einer anderen Interessenlage heraus, nämlich als *weiße, jüdische, lesbische Feministin*, sprach *Adrienne Rich* (1983) von Zwangsheterosexualität (*ibid.*, 138) und hielt die Heterosexualität für einen der Brückenköpfe der Männerherrschaft (*ibid.*, 139). Sie verstand demgegenüber Lesbischsein als eine moralische Reaktion auf die unmoralische Institution der Heterosexualität, mittels derer das patriarchale System das Leben der Mehrheit von Frauen kontrolliert und einschränkt. (vgl. *Cliff* 1983, 20).

6. Wahres Geschlecht, Transsexualität und Neosexualitäten

6.1 Wahres Geschlecht

Pierre Bourdieu (2005) hatte in seinen Ausführungen über *die männliche Herrschaft* an der landläufigen Redeweise Anstoß genommen, dass die Einteilung der Geschlechter *in der Natur der Dinge* liege. Sie diene dazu, „um von dem zu sprechen, was normal, natürlich und darum unvermeidlich ist“ (*ibid.*, 19). Die Einteilung der

Geschlechter würde so in einen objektiven Zustand versetzt. *Bourdieu* schrieb diese Verfahrensweise einseitig androzentrischer Sicht und männlicher Ordnung zu, die sich neutral aufzwingen und deren Macht sich in dem Umstand zeige, „daß sie der Rechtfertigung nicht bedarf“ (*ibid.*, 21).

Michel Foucault (1980) hatte zu Anfang seines Essays über „das wahre Geschlecht“ die Frage gestellt: „Brauchen wir wirklich ein *wahres Geschlecht*? Mit einer an Halsstarrigkeit grenzenden Beharrlichkeit hätten die modernen Gesellschaften des Abendlandes diese Frage mit Ja beantwortet.“ (*Foucault* 1980, 143; vgl. *Schäffner, Vogl* 1998). Tatsächlich ist das dichotome Geschlechterkonzept im westeuropäischen Gedankengut, in der Kultur, den Gesetzen, den sozialen Strukturen und der medizinischen Praxis fest verankert (*Handford, Brunner et. al.* 2012, 429).

Foucault unterstellte ein moralisches Interesse an der medizinischen Feststellung des wahren Geschlechts. Dies geschehe, um zu verhindern, dass die *Trugbilder der Natur* den Verirrungen der Libertinage dienen könnten (vgl. *Foucault* 1980, 145). *Geschlechtsübergänge* (*Hirschfeld* 1906), die *Rätselbilder des Geschlechts* (*Peters* 2010), waren von Anfang an privilegierte Untersuchungsgegenstände der frühen Sexualwissenschaft¹⁵. *Intersexualität* bildet bis heute ein kontroverses Thema (*Schweizer, Richter-Appelt* 2012). Das Hauptproblem ist in der Anpassung eines nicht eindeutigen Körpers an eine gesellschaftliche Norm zu sehen, der zufolge es nur Männer und Frauen gibt (*Handford, Brunner et al.* 2012, 430). Hierdurch wurde viel Leid über die Patienten gebracht (*McHugh* 2004). Glücklicherweise hat in dieser Hinsicht mittlerweile ein Umdenken eingesetzt. Die Diskussionen und Praktiken stehen jedoch noch am Anfang. Ein weiteres nicht zu unterschätzendes Problem liegt in der irrigen, aber weit verbreiteten Ansicht, dass soziale Geschlechtszuschreibung und geschlechtsspezifische Erziehung auch zur Annahme der zugewiesenen Geschlechtsidentität führen¹⁶.

¹⁵ Um nur einige Hinweise zu erteilen: *Arnaud de Ronsil, George* (1777): Anatomisch-Chirurgische Abhandlung über die Hermaphroditen. Aus dem Französischen. Straßburg (Armand König). *Laurent, Emile* (1896): Die Zwitterbildungen. Gynaekomastie, Feminismus, Hermaphroditismus. Leipzig (Wiegand). *Taruffi, Cesare* (1903): Hermaphroditismus und Zeugungsunfähigkeit. Eine systematische Darstellung der Missbildungen der menschlichen Geschlechtsorgane. Berlin (Barsdorf). *Tamm, Johanna* (1961): Geistesgeschichtliche und medizinische Aspekte der Hermaphroditen. Basel (Med. Diss. Universität Basel). *Klöppel, Ulrike* (2010): XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität. Bielefeld (transcript). Geschlechstests spielen auch heute insbesondere im Sport noch eine Rolle, wo gemäß einer Erklärung des Internationalen Leichtathletik-Verbandes IAAF von 2011 die Wettbewerbe weiterhin „getrennt bei Männern und Frauen ausgetragen“ werden sollen. Dabei geht es nicht mehr um die Feststellung, wer eine Frau ist und wer nicht, sondern vergleichsweise defensiv lediglich darum, festzulegen, wer bei den Frauen starten darf. Diskriminierungskriterium ist das Maß der Testosteronausschüttung (*Hummel* 2011).

¹⁶ *Karin Désirat* (1985) tradierte die propagandistische Darstellung einer postoperativ angeblich gelungenen Geschlechtszuweisung samt geschlechtstypischer Erziehung bei einem der *Reimer-Zwillinge*. „Beide Kinder entwickelten sich in der Folgezeit unterschiedlich, d.h. den gesellschaftlichen Geschlechtsstereotypen entsprechend“ (1985, 13). Sie war offenbar in Unkenntnis, dass zu dem Zeitpunkt, als *John Money* das *Reimer Experiment* veröffentlichte, es eigentlich schon gescheitert war: Während *David Reimer* weltweit als glückliches Mädchen dargestellt wurde, lebte er bereits wieder als Junge (*McHugh* 2004; vgl. *Zastrow* 2006b).

6.2 Transsexualismus

Der *Transsexualismus* bildet auf der Handlungsebene derzeit die wohl radikalste Konsequenz der Veränderungen in der Rede über den Sex. An ihm lassen sich nachhaltige gesellschaftliche Veränderungen demonstrieren, denen zufolge alles Menschliche zum Objekt wird und der menschlichen Manipulation zur Verfügung zu stehen hat. Transsexualität polarisiert. Sie stellt die sexualpolitisch brisante Frage nach der *Wahrheit des Geschlechts* (Runte 1996, 15; Foucault 1980). In ihr verdichtet sich das Skandalon einer vermeintlichen Grenzüberschreitung mit der Irritation einer Alltagsevidenz (Runte 1992, 4). Insbesondere aber lässt sich an ihm deutlich machen, wie sich ein medizinisch-psychologisches Dispositiv (Sigusch 2007, 357) gebildet hat, in dem Psychiatrie, Psychologie, Chirurgie und einschlägige Ideologieproduktionen sich zu einem hochproblematischen Projekt verbündet haben: einer Konvergenzprozedur (Runte 1996, 14), nämlich der medizinischen Fabrikation angeblich authentischer Geschlechtszugehörigkeit (Hirschauer 1993, 328 ff.). Stefan Hirschauer (1992; 1993) hat den Komplex skizziert, in dem sich der Transsexualismus historisch entwickelt hat (*ibid.* 1992, 89). Volkmar Sigusch (2007) spricht in seiner ausgezeichneten, multiperspektivischen Problemskizze *Transsexuelle Entwicklungen* von einem Operationsdispositiv (*ibid.*, 357).

Transsexualität wird im ICD-10 F der *Störung der Geschlechtsidentität* (F 64) zugeordnet. Geschlechtsidentität bezeichnet das Gefühl des Individuums für Männlichkeit, Weiblichkeit oder Androgynie (vgl. Friedmann 1993, 39). *Transsexualität* ist von der *Intersexualität* zu unterscheiden, die ein eigenes Problemfeld bildet. Handelt es sich bei der Intersexualität um die Anpassung eines nicht eindeutigen Körpers an eine Norm, in der es nur Männer und Frauen gibt, liegt bei der Transsexualität die Anpassung des Körpers an eine bereits ausgebildete Geschlechtsidentität (Handford, Brunner et al. 2012, 430)¹⁷. Schaut man nur oberflächlich auf die Fachliteratur¹⁸, dann scheint es sich bei Transsexualismus, das Verfahren der *Geschlechtsumwandlung* (Pfäfflin, Junge 1992), um eine mittlerweile übliche, anerkannte, im Standardverfahren (Becker, Bosinski et. al. 1997) sozusagen *lege artis* ausübende Praktik zu handeln.

Worum geht es? Wo liegen die Probleme? *Transsexualität* bezeichnet ein eigenartiges Projekt, in dem das ganze Begehren des Individuums auf die Wandlung seines Geschlechts gerichtet ist. Karin Désirat (1985) berichtet in ihrer Studie *Die Transsexuelle Frau*, dass nach dem gegenwärtigen Forschungsstand Transsexuelle weder ge-

¹⁷ Die *Ärztezeitung* vom 23.02.2012, berichtet, dass nach einer deutschen epidemiologischen Untersuchung leichte Störungen der Geschlechtsentwicklung (DSD, disorders of sexual development) bei einem von 2000 und gravierendere Störungen etwa bei einem von 10.000 Menschen festgestellt werden.

¹⁸ Z.B. Friedemann Pfäfflin, Astrid Junge (1992) *Geschlechtsumwandlung*; Volkmar Sigusch (Hg.) (2007): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*; Udo Rauchfleisch (2012): *Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie*. Brigitte Vetter (2007): *Sexualität: Störungen, Abweichungen, Transsexualität*. Brigitte Vetter (2010): *Transidentität – ein unordentliches Phänomen*.

netische Abweichungen aufweisen, noch ihr Begehren auf eine falsche Geschlechtszuschreibung zurückzuführen ist. Transsexuelle Menschen sind vielmehr überzeugt, „im falschen Körper zu leben“ und äußern dieses formelhaft. *Annette Runte* (1992) spricht von der *Paradoxstruktur* des transsexuellen Glaubensartikels, eine *richtige Seele* im *falschen Körper* zu beherbergen (*ibid.*, 7). Denn Transsexuelle fühlen sich nicht dem biologisch vorgegebenen und ihnen bei der Geburt zugeschriebenen, sondern dem jeweils anderen Geschlecht zugehörig (*Désirat* 1985, 1).

Transsexuelle sind zweifellos in einem tiefgehenden Konflikt mit sich. Sie lehnen ihren geschlechtlichen Körper ab. Sie sind geradezu gefangen von der Idee, dem anderen Geschlecht anzugehören und wollen dringend zu diesem überwechseln. Sie sind offenkundig bereit, sich einem beachtlichen Aufwand zu unterziehen, zu dem im Standardverfahren u.a. psychiatrische Begutachtung, Psychotherapie, Probezeiten, Hormonbehandlung und eventuell auch chirurgische Eingriffe zählen.

Beim Transsexualismus handelt es sich um ein Problem, das in einem weiteren zeitgeschichtlichen und szenischen Kontext verstanden werden muss. *Volkmar Sigusch* spricht hier von einem *Operationsdispositiv*, das allgemein-gesellschaftliche Wirkungen entfalte: Denn nicht nur bei Transsexuellen gibt es die wirksame Realität von Operationsphantasmagorien, die darauf verweist, dass der *Mechanismus der Therapeutifizierung* zu einem allgemeinen geworden ist (vgl. *Sigusch* 2007, 357).

Transsexuelle sehen sich in der Regel nicht als psychisch krank an. Dies bringt für die Psychotherapie von Transsexuellen (*Becker* 1998) besondere Probleme mit sich. Die Psychotherapie von Transsexuellen scheidert in vielen Fällen. Transsexualismus entwickelt eine besondere Dynamik und ist auf Dauer kaum zu bremsen (vgl. *Runte* 1992, 12). Dem davon ausgehenden Konversionsdruck können sich offenbar nicht einmal die Behandler in diesem Feld auf Dauer verschließen. Mögen sie anfangs ihrem Projekt noch ambivalent gegenüber gestanden haben, wie *Pfäfflin und Junge* (1992) an Sprachgebrauch und Wortwahl gezeigt haben, so bekennen sie später ihre Sünden, und äußern damit nur ihre mittlerweile vollzogene Konversion. So beichtet *Astrid Junge*, in ihrer Dissertation (1987) ehemalige Patienten noch immer *weibliche Transsexuelle* genannt zu haben, anstelle einfach von *Männern* zu sprechen, da diese doch schon als Männer lebten. Handelt es sich bei transsexuellen Frauen aber um Männer? Handelt es sich bei kastrierten und auf weiblich zurechtgemachten Männern um Frauen?

Problematisch könnte schon die offenkundig irreführende Bezeichnung der *Geschlechtsumwandlung* (*Pfäfflin, Junge* 1992) vorkommen. *Annette Runte* (1996) spricht nachvollziehbar von künstlichen *Pseudo-Geschlechtern* (*ibid.*, 17). Man kann rechtlich seinen Personenstand ändern lassen. Kann ein Mann oder eine Frau aber tatsächlich sein bzw. ihr Geschlecht umwandeln lassen? Hier scheinen mir schon auf der Handlungsebene erhebliche Zweifel erlaubt. Faktisch kann man mithilfe von plastischer Chirurgie einige anatomische Merkmale seines eigenen Geschlechts beseitigen

und gewisse Äußerlichkeiten des anderen Geschlechtes simulieren bzw. nachahmen (Fiedler 2004, 155) und Geschlechtsmerkmale per Hormongaben hervorrufen oder unterdrücken lassen¹⁹. Diese Maßnahmen werden als Therapie ausgegeben, nachdem andere Therapien, z.B. Psychotherapien nicht gegriffen haben. Paul McHugh (2004) vertrat in seiner kritischen Stellungnahme mit dem Titel *Surgical Sex* eine gegenteilige Ansicht. Mit dem Blick auf empirische Forschungen sah er keine Psychotherapie per Skalpell, sondern eine verhängnisvolle Kollusion von Psychiatrie, Chirurgie und sexueller Abweichung (*sexual deviation*). McHugh begründete seine Kritik u.a. mit empirischen Untersuchungen, die gezeigt hätten, dass jenseits der persönlichen Zufriedenheit über diesen Schritt sich weder die emotionalen Probleme von Transsexuellen noch deren Lebenssituation durch die Operation geändert hätten.

6.3 Leibphilosophische Aspekte der Transsexualität

Was ließe sich leibphilosophisch zu diesem Komplex anmerken? Wir finden hier zunächst die Bimodalität des Leibsubjekts, sich einerseits auf eine unvergleichliche Weise wie von innen zu fühlen und sich andererseits wie von außen anschauen zu können. Zwischen dem inneren Erleben des Subjekts und dem objektivierenden Blick auf sich zeigt sich mit gewissen Variationen im Hinblick auf Geschlechtszugehörigkeit, Lebenssituation und Lebenslauf eine Differenz, die sich zu einem bleibenden Konflikt und schließlich zu einer Störung auswächst. Die Störung wird dann manifest, wenn der wie von außen so wahrgenommene *Körper* zum Gegenstand von objektivierenden chirurgischen Maßnahmen wird, um das subjektive Erleben zu exekutieren, und also den Konflikt und die damit verbundenen Spannungen zu beenden. Interessanterweise ist eine hohe Zahl von Transsexuellen mit der Tatsache der Operation zufrieden – es gäbe ohnehin keinen Weg zurück.

Leibphilosophisch landet der „Trans-Gedanke“ in einer Sackgasse. Denn die Leibphilosophie verweist auf eine radikale Differenz in der Intersubjektivität: Das Leibsubjekt ist Mittelpunkt einer je eigenen leiblichen Welt. So kann ich letztlich nie erfahren, wie ein anderes Subjekt sich erlebt – dies gilt *vice versa*. Dies gilt auch unabhängig davon, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Subjektiv formuliert: Wenn ich als Mann zu der Ansicht käme, ich erlebte wie eine Frau, ich sei eine Frau, so handelt es sich doch immer um *mein Gefühl, mein leibliches Erleben*, das ich aufgrund eigentümlicher Wahrnehmungen und gewisser Vorstellungen in dieser Hinsicht interpretiere. Wie will ich aber als Mann wissen, wie eine Frau sich fühlt? Spielen sich hier nicht – wie auch immer entstandene - Vorstellungen ein, die ich von dem Erleben einer Frau habe, insbesondere, welche Klischees von Frau ich in meinen

¹⁹ Zu Zeiten, da die Chirurgie diese Möglichkeiten nicht bereitstellte, war in Fällen anatomischer sexueller Uneindeutigkeit lediglich eine Standesänderung möglich – auch dies konnte einen schwerwiegenden Eingriff darstellen, wie *Herculine Barbin* (1998) in ihren Erinnerungen ergreifend deutlich gemacht hatte (Schäffner, Vogl 1998). Ansonsten war nur ein Travestie-Spiel möglich.

Vorstellungen zur Anwendung bringe? Dann aber, als Mann, müsste ich mich mit meinen ablehnenden Einstellungen gegenüber meiner sozialen Rolle, insbesondere aber gegenüber meinen Geschlechtsorganen auseinandersetzen. Ich müsste mich mit meinem Begehren, eine Frau zu sein, samt der darin inkludierten Destruktivität²⁰ auseinandersetzen. Was bringt einen Mann dazu, sich Penis samt Hoden amputieren und sich stattdessen die Simulation einer Vagina chirurgisch einbauen zu lassen? Ein Vorgang, der auch nicht unkompliziert ist, muss doch das erneute Zusammenwachsen der Vaginasimulation durch *Bougierung* unter Schmerzen verhindert werden (vgl. *Lessenich* 2012). Ebenso sind gesundheitliche Risiken zu bedenken. *Volkmar Sigusch* (2007) spricht mit dem Blick auf die zum Teil lebenslangen Nachbehandlungen von einer paramedizinischen Subkultur (*ibid.*, 357). Schließlich müssten sich Transsexuelle mit der Rastlosigkeit ihres Begehrens auseinandersetzen, immer weitere chirurgische Veränderungen an sich vornehmen zu lassen, um ihr Idealbild von *Frau* oder *Mann* zu realisieren. *Sigusch* (2007) hat diese Praktiken überzeugend in einen weiteren gesellschaftlichen Zusammenhang gestellt. *Paula-Irene Villa* (2008) hat die Manipulationen am Körper zutreffend als *Technologien des Selbst* bezeichnet.

Annette Runte (1996) hatte sich in ihrer klugen und materialreichen Studie *Biographische Operationen* dem Umstand gewidmet, dass Transsexuelle ein hohes Bedürfnis nach Biographie haben²¹. Für *Gernot Böhme* (1997) bezeugt die Blüte der Biographik genauer besehen einen Mangel, nämlich einen Mangel an Substanz und Kontinuität im Leben. Durch die Konstruktion einer Biographie versuche das Individuum sich im Wechsel der sich ständig wandelnden äußeren Verhältnisse zusammenzuhalten (vgl. *ibid.*, 115).

6.4 Neosexualitäten

Die vielleicht offenkundigste Auflösungserscheinung gewohnter Vorstellungsweisen wird mit der von dem Sexualforscher *Volkmar Sigusch* aufgebrachten Idee einer *neosexuellen Revolution* (2007, 9), resp. der von ihm so genannten *Neosexualitäten* (*Sigusch* 2005) bezeichnet. *Neosexualitäten* finden sich als Ergebnis einer eigentümlichen, aufschlussreichen Entwicklung: Wo am Anfang regelmäßig von *Perversion* die Rede war (*Ammerer* 2011), was z.B. von dem Psychiater und Sexualforscher *Richard Krafft-Ebing* (1894/2010) noch als *pathologisch pervers* eingeordnet wurde – in *Siguschs* (2005) Wahrnehmung ist es heute harmlos zur *Vorliebe* geworden. Allenfalls spricht *Sigusch* noch von sexueller Sonderbarkeit. Ansonsten sieht er eine *partiel-*

²⁰ Auch die Destruktivität bedarf einer differenzierenden Betrachtung. *Jean Lessenich* führte in ihrer Autobiographie *Die transzendierte Frau* aus, dass sie ihren Penis nicht hasste. Sie „wollte ihn nur loswerden. Sie „empfand ihn als überflüssig“ „Mit ihm konnte ich nicht als Frau leben, mit ihm war ich keine Frau“ (*Lessenich* 2012, 45). *Lessenich* lebte einer Partnerin zuliebe nach ihrer Operation wieder als Mann, um nach deren Tod wieder zur Frau zu „transzendieren“.

²¹ Der *Annette Runt*s Studie zugrundegelegte primäre Textkorpus besteht aus 40 (auto)biographischen Texten von Transsexuellen, bzw. über Transsexuelle, die zwischen 1930 und 1990 in deutscher, französischer und englischer Sprache als Unterhaltungsliteratur veröffentlicht wurden (*Runte* 1996, 23).

le Entdämonisierung der Perversion. Es habe sich die Grenze zwischen Normalität und Anormalität, zwischen Privatheit und Öffentlichkeit beträchtlich verschoben (Sigusch 2005, 101). Durch die neosexuelle oder *dritte sexuelle Revolution*²² wurden Sigusch (2007) zufolge die alten Vorstellungen von Sexualität auseinandergelegt und neu zusammengesetzt. Dadurch traten Dimensionen, Intimbeziehungen und Sexualfragmente hervor, die bisher keinen Namen hatten oder gar nicht existierten (Sigusch 2007, 10).²³

6.5 Grenzziehungen im Hinblick auf Besorgnis erregende Praktiken

Selbst wenn heute zu Recht eine gewisse Freiheit in der Rede über den Sex zu konstatieren ist, so gilt doch keineswegs schon das „Alles geht“. Die in weiten sozialen Sphären zumindest formell einigermaßen akzeptierte Homosexualität wird insbesondere durch Religionsgemeinschaften noch immer pathologisiert. Grenzziehungen bezüglich Besorgnis erregender sexueller Praktiken sind nach wie vor im Werk. Das gilt im Hinblick auf das Inzestverbot. Inzest gilt als das letzte Tabu und ist eine strafbare Handlung (vgl. Hirsch 1990, 3). Dies gilt auch für den einvernehmlichen sexuellen Verkehr von Geschwistern. Darüber hinaus sind Grenzziehungen im Hinblick auf generationenübergreifende Sexualität, insbesondere die Pathologisierung, Kriminalisierung und öffentliche Ächtung der Pädophilie erfolgt (Hahn, Stiels-Glenn 2010). Grenzziehungen betreffen des Weiteren sexuelle Praktiken mit Tieren, im deutschen Sprachraum *Sodomie* genannt. Von der Sodomie als Problem ist in derzeitigen deutschsprachigen Diskursen allerdings kaum noch die Rede, auch wenn man davon ausgehen darf, dass sie nach wie vor stattfindet.

Eine gut funktionierende Methode der Grenzziehung ist die *Skandalisierung* (Kepplinger 2005) per *Moralpanik*. Rüdiger Lautmann (2002) zufolge bieten sich Moralpaniken im Bereich des Sexuellen derzeit und in naher Zukunft als Motor der Thematisierung an. Ihr Einfluss werde meist unterschätzt, weil man sie nicht ernst nimmt, weil man den Gegenstand und die Befürchtung läppisch findet, weil man von sich selber am letzten glauben würde, dass man einer Mär aufsitzen könnte. Er schließt sich darin Goode und Nachman (1994, 229) an, die die Ansicht vertraten, „Moralpa-

²² Sigusch (2007): „Würden die Reformationen und Transformationen, die um 1910 herum erfolgten, als erste sexuelle Revolution des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden und die um 1970 herum als zweite, könnte auch von der dritten sexuellen Revolution gesprochen werden (Sigusch 2007, 10).

²³ Sigusch (2007) präsentiert eine beeindruckende Liste: „Die uns heute als diskursive Figuren beschäftigen, sind zum Beispiel: die zuviel oder zuwenig, also immer falsch liebende Mutter; der physisch oder psychisch abwesende Vater; das sexuell missbrauchte Kind; der sexistische, gewalttätige Mann; der eiserne, männliche Mann; die amphiphile Frau mit dem erotischen Kontinuum; der medial fabrizierte Sexsüchtige; der Kinder und Frauen armer Länder benutzende Sextourist; der elektronisch zerstreute Perverse; der Single; der medizinisch reparierte Impotente; der operativ berufliche Geschlechtszweifler; der Gender Blender diessets der Chirurgie; der gewissenhaft HIV-Prävention betreibende Schwule; das kirchlich gesegnete und staatlich registrierte gleichgeschlechtliche Paar; der in sich selbst Verliebte; die Fakesexerin; der futuristische Cybersexer; vor allem aber das historisch und sozial asymmetrische, kulturell dissoziierte, politisch verunsicherte, emotional misstrauische, philosophisch aporetische heterosexuelle Paar“ (2007, 10).

niken sind ein entscheidendes Element im Gewebe des sozialen Wandels“ (*Lautmann* 2002, 497). Hierbei spielen die Massenmedien regelmäßig eine führende Rolle. Mit der Moralpanik haben die Massenmedien ein zentrales Element ihrer Entwicklung gefunden und besetzt (*ibid.*, 498). Neuerdings werden aus gegebenem Anlass (*Jörg Kachelmann, Dominique Strauss-Kahn*) kampagnenhaft neopuritanische Botschaften amerikanischer Provenienz ins Spiel gebracht, die sexualmoralische Vorgaben für Personen, die öffentliche Positionen einnehmen, verschärfen sollen. Diese Kampagne moduliert sich Prozessen um die Aufdeckung von sexuellen Gewaltverbrechen auf.

Nathalie Weidenfeld (2011) machte Angriffe auf die Trennung von öffentlichem und privatem Leben aus, die sie mit dem Blick auf den Schutz der Privatsphäre zu den großartigen Errungenschaften zählt. *Weidenfeld* betonte die unheilvolle Rolle bestimmter Medien, insbesondere der Printmedien. Sie fragte: „Ist es nicht ein Armutszeugnis, dass wir Fernsehmoderatoren oder Politiker als Vorbilder für unser Ehe- und Sexualleben brauchen?“ (*ibid.*), und verwies auf den heuchlerischen Aspekt dieser Debatte: Dieselben Zeitungen, die sich mit Bildern freizügiger Mädchen schmücken und Kontaktanzeigen für Swingerclubs und Bordelle veröffentlichen, deren Dienste ein nicht unbeträchtlicher Teil ihrer Leserschaft in Anspruch nimmt, weil er sexuelle Freizügigkeit in dieser oder anderer Form praktiziert, prangern das Fremdgehen berühmter Personen an. Es wird die Fiktion einer öffentlichen Spielerschar skizziert, die allen anderen ein sittlich einwandfreies Leben vorspielen sollen.

Die Ächtung von Nonkonformisten per Skandal funktioniert per Eingrenzung und Ausgrenzung. Sie dient der Sicherung des Überlegenheitsgefühls der Eingegrenzten und der Ausgrenzung und Unterwerfung der Skandalisierten (*Kepplinger* 2005, 86).

7. Über einige Nachteile, Leiden und Folgen des hochdifferenzierten komplexen Denkens in der Rede über den Sex

7.1 Systempathologische Symptombildungen

Die psychotherapeutische Erfahrung geht dahin, dass verwirrenden und unübersichtlichen Differenzierungen und Komplizierungen häufig einfache, existentielle Anliegen und Nöte zugrundeliegen, deren *Unerträglichkeit* und die von ihnen ausgehende *Gefahr für die Existenz* erst die Differenzierung und Komplizierung hervorbringen. Letztlich dürfte es darum gehen, Ohnmacht, Makel, Not und Scham zu verbergen.

Das hochdifferenzierte, komplexe Denken dekonstruktivistischer Gender-Theorien hebt sich vom konventionellen, weitgehend positivistisch und pragmatisch-simpel verfassten Denken des Alltags nicht nur als glatter Gegensatz ab, sondern erscheint - nicht zuletzt durch den abstrakten, elitär-elaborierten Sprachstil dieser Theorien - auch völlig fern und losgelöst von diesem. Im Ergebnis fällt die Wirkung des hochdifferenzierten, komplexen Denkens auf das Alltagsdenken, geschweige denn die All-

tagspraxis, ziemlich gering aus. Es führt eher zu Irritationen, die wieder neue Herausforderungen hervorbringen (vgl. *Großmaß* 2010, 69ff). Da aber Wirkungsmangel für Richtigenkende überaus kränkend und nur schwer zu ertragen ist, bietet er alsdann Grund und Gelegenheit zu systempathologischen Symptombildungen. Weil sich die Wirkung nicht von selbst einstellt, werden die sich auftuenden Lücken und Abgründe normativ überbrückt. Es kommt zur Initiierung von *Rechtleitungen*, die dann- z.B. als Handreichungen und Sprachregelungen - politisch verordnen und bürokratisch institutionalisieren sollen, was sich als vernünftige Einsicht und gefällige Praxis nicht von selbst einstellen mag. Diese Überbrückungsversuche weisen Symptomcharakter auf und generieren neuerlich gravierende Probleme. Die normative Reduktion der kaum noch vermittelbaren Komplexität dieses Denkens steht somit stets in der Gefahr, in der Praxis totalitäre Züge anzunehmen und zur kulturellen Gängelung zu verkommen. Dadurch werden eher Unverständnis und Ablehnung geweckt, als die gesteckten Ziele erreicht.

7.2 Political Correctness und die Formierung des Denkens

Die Sexualität bildet nicht nur den intimsten Bereich des Menschen, sein tiefeibli-ches, unvergleichliches Erleben in der Begegnung einer Anderen und Fremden oder mit einem Anderen und Fremden, insofern um einen Praxis- und Erlebensbereich größter Selbstbezüglichkeit und gleichzeitig innerer Freiheit, sondern sie wird auch als äußere Kampfzone machtvoller, normierender Interessen inszeniert. Politisch geht es heute offenbar darum, die Meinungsfreiheit wie auch die Freiheit der Wissenschaft zu bestreiten, indem in die Rede über den Sex bis in Grammatik und Wortwahl normativ eingedrungen wird. Es wird wieder einmal *Neusprech* (*Orwell*) kreiert, *semantischer Normalismus*, der die Benutzung und Vermeidung von bestimmten Formulierungen und Schreibweisen einfordert. Mit dem politisch verordneten *top-down* Projekt des sogenannten *Gender Mainstreaming* wird der Versuch unternommen, flächendeckend eine meist formelhafte, angeblich geschlechtersensible Sicht- und Schreibweise einzuführen. Die Idee des *Gender Mainstreaming* in der geschriebenen und gesprochenen Sprache zu verdeutlichen, hat nach mehreren Versuchen die problematische Form der Binnenversalie hervorgebracht. Diesem Zeichen einer feministischen Ideologie attribuieren *Christiana Maria Edlhaimb-Hrubec* und *Hans-Peter Edlhaimb* die Gefahr der Stigmatisierung und Selbststigmatisierung. Sie laden in der Auseinandersetzung mit der Diversität der Geschlechter zu diskursiver Konv-ision (*Edlhaimb-Hrubec* 2004) ein, um Menschen gendersensibel und gendergerecht zu begegnen (vgl. *Edlhaimb-Hrubec, Edlhaimb* 2011).

Nach der Vierten Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen 1995 wird in der Europäischen Union im Amsterdamer Vertrag 1997 verpflichtend das Konzept des *Gender Mainstreaming* im Sinne der Gleichstellung von Männern und Frauen unterzeichnet (vgl. *ibid.*, 14). Um dieses Konzept ins Werk zu setzen, wurde in Deutsch-

land und Österreich erheblicher Aufwand betrieben. Es wurden eigens bürokratische Einrichtungen und Beauftragte geschaffen. So soll z.B. durch die Einrichtung eines „GenderKompetenzZentrums“ das „Gendermainstreaming“ ressortübergreifend in die Arbeit der Deutschen Bunderegierung implementiert werden (vgl. *Zastrow* 2006, 15). *Gender Mainstreaming* ist mittlerweile in fast allen Geschäftsordnungen der Länder und des Bundes implementiert. Der Deutsche Städtetag empfiehlt die Umsetzung (*Stiegler* 2010, 935).

In Österreich formulieren 2007 das Bundeskanzleramt und die Bundesministerin für Frauen, Medien und Öffentlichen Dienst strategisch entschlossen die Einbeziehung der Genderperspektive auf allen Ebenen und in allen Bereichen. Ein österreichisches Bundesministerium für Männer und Männerangelegenheiten gibt es bis dato nicht (vgl. *Edlhaimb-Hrubec, Edlhaimb* 2011, 17).

Im Hochschulrahmengesetz ist *Gender Mainstreaming* verbindlich vorgeschrieben. In öffentlichen Einrichtungen, z.B. Universitäten, werden durch eigens zu diesem Zweck geschaffene Institutionen Merkhefte über die politisch korrekte Abfertigung von Texten und gendermäßig korrektes Zitieren herausgegeben, wie der Leitfaden für geschlechtergerechtes Formulieren an der Donau-Universität Krems in Österreich zeigt (*Donau-Universität Krems* s.a.).

Auch das *Doing Gender*, das nachvollziehbar wünschenswerte Studium der Prozesse, wie Geschlechter-Differenzen durch Frauen und Männer per Verhalten praktisch realisiert werden (vgl. *Schigl* 2010, 146; *Scheffler* 2009, 45), ist durch seine bürokratische Institutionalisierung in Gefahr, im Alltag zur Parole einer peinlichen ideologischen Normalisierungsbewegung zum beflissen-munteren Mitmachen zu werden. Per Deklaration des *Doing Gender* wird die neuerdings richtige Gesinnung in Sachen Sex demonstriert. Es gilt, sich gleichsam per Parole auszuweisen und sich dem *Mainstream* der *Political Correctness* opportunistisch einzufügen. *Jörg Schönbohm* (2009) problematisierte in seiner Polemik gegen die politische Korrektheit, dass diese dazu führe, dass wir unsere Identität aufgeben: Schließlich könnte alles was uns ausmacht und worüber wir uns definieren, bei anderen Vorbehalte hervorrufen. „Also geben wir in vorauseilendem Gehorsam das auf und hoffen, es damit allen schön recht zu machen“ (*ibid.*, 43). „Wichtiger als die Kenntnisse und Bewertungen von Fakten sind heute „richtige“ Gesinnung und „genehme“ Meinungen“ (*ibid.*, 42). Soweit sie diesem Projekt widerspricht, muss die freie Rede über den Sex skandalisiert und im Sinne des normativ höherwertigen Interesses öffentlich lizenzierter Ideologie formiert werden. Alternativen zu diesem Denken sowie allfällige Kritiken können alsdann empört zur Kenntnis genommen werden, als *genderunsensibel* unmöglich und moralisch verächtlich gemacht werden. *Skandalisierung* zielt auf die Verunmöglichung von Abweichung. Abweichungen von der Norm sollen zum Verschwinden gebracht oder wenigstens an den Rand des Seriösen und Beachtlichen gedrängt werden. Der Kommunikationsforscher *Hans Mathias Kepplinger* (2001) hat die Mechanismen der von

ihm so genannten *Skandalisierung* untersucht. Ihm zufolge weisen alle Skandale totalitäre Züge auf: Sie zielen auf Gleichschaltung aller, weil die öffentliche Abweichung einiger den Machtanspruch der Skandalierer und ihrer Anhänger in Frage stellen würde (*ibid.*, 86f)

Nun weiß man allerdings, dass überall da, wo Verhalten in Muster gepresst, Sprache normativ geregelt und eine bestimmte Form von Sittlichkeit bürokratisch institutionalisiert werden soll, im Ergebnis nur Scheinlösungen erzeugt werden. Als Systempathologie entsteht *doppelte Wahrheit*. An der Oberfläche wird Anpassung bewirkt, im Untergrund aber Reaktanz. Derart führt doppelte Wahrheit zur Erzeugung und Konservierung latenter Infantilität: Weil er das Licht der Öffentlichkeit scheuen muss, prozessiert der reaktante Teil dieser doppelten Wahrheit unbehelligt im Untergrund. Als eine Art kryptischer Eigentlichkeit entzieht er sich der offenen Auseinandersetzung, vermeidet Abarbeitung an der Realität und intellektuelle Kritik, verhindert damit Weiterentwicklung und bleibt gleichsam infantil.

Hier wäre anzumerken, dass weder die Generierung doppelter Wahrheit noch die Konservierung von problematischen Ansichten das Ziel wahrheitsorientierter psychotherapeutischer Diskurse sein kann. Weswegen in einer der Ermittlung von intersubjektiven Wahrheiten verpflichteten Psychotherapie einer normativen Ethik nicht das Wort geredet werden kann, habe ich früher dargelegt (*Schuch* 1988; vgl. *Leitner, Schuch et al.* 2009).

7.3 Schlachtfeld und Gegengesellschaft

In der Folge der Diffusion der Sachebene, die nur die Erosion traditioneller gesellschaftlicher Strukturen reflektiert, befinden wir uns nicht mehr auf einem wissenschaftlichen *common ground*, von dem aus in guter Gewohnheit einigermaßen sicher, friedlich und vernünftig gemeinsame Erörterungen über den Sex angestellt werden könnten. Ganz zu schweigen von der Einnahme selbstkritisch-reflektorischer Perspektiven. Vielmehr finden wir uns unversehens und offenbar unentrinnbar positioniert auf einem unübersichtlichen Schlachtfeld unversöhnlich-konfligierender, ideologischer Perspektiven wieder. Nicht Aufklärung, sondern konkurrierende Positionierung und unverhohlene Machtbesessenheit heißt die Parole. Gemeinsamkeiten bieten sich im Machtspiel ideologischer Interessen nicht mehr von selbst an und lassen sich auch nicht mehr ohne weiteres entwickeln. *Rüdiger Lautmann* (2002) sprach von *konflikthaften Szenen der Gegenwart*. Die Konflikte sind Legion. Sie betreffen keineswegs allein die klassischen Themen wie Mann versus Frau, Sex versus Gender, Heterosexualität versus Homosexualität, oder die feministische Kritik an der Heterosexualität, oder die Hegemonie der Männer, sondern umfassen auch die Kritik der Feministinnen an den Transsexuellen und deren hasserfüllten Reaktionen auf die feministische Kritik. Nicht zu vergessen auch die konservative Kritik an der chirurgischen Herstellung von simulierten Geschlechtskörpern (*Surgical Sex*). Da-

durch werden zunehmend unübersichtliche Situationen geschaffen, die zahlreiche Möglichkeiten eröffnen, multiple ideologische Fehler zu begehen. Wie z.B. durch diejenigen Feministinnen, die technologische Innovationen zur Geschlechtsangleichung ablehnen, weil sie das Primat der Geschlechterdifferenz auszulöschen drohen, dabei aber in Gefahr laufen, die heterosexuelle Fortpflanzung zu naturalisieren und zudem in Widerstreit mit Initiativen zur Bekämpfung der Homosexuellenfeindlichkeit sowie mit der Intersex-Bewegung und auch noch der Transgender-Bewegung zu geraten (*Butler* 2010, 24).

Julia Kristeva (2007) zufolge lehnten die radikaleren feministischen Strömungen die vorhandene Macht ab und machten aus dem anderen Geschlecht eine Gegengesellschaft. Wie jede Gesellschaft gründete die Gegengesellschaft auf der Ausweisung der Ausgeschlossenen (*ibid.*, 242). Es hätte sich die Vorstellung einer alternativen weiblichen Gesellschaft herausgebildet, eine Art Alter Ego der offiziellen Gesellschaft, in der die Hoffnungen auf Lust Zuflucht finden sollten. *Kristevas* Ansicht zufolge erzeugt die Logik der Gegenmacht und der Gegengesellschaft selbst durch ihre eigene Struktur ihr Wesen, ein Abbild der bekämpften Gesellschaft oder Macht zu sein. *Kristeva* sah in dem modernen Feminismus nur einen Moment in dem endlosen Prozess des Zusichselberkommens der unerbittlichen Gewalt. Und fragte, ob am Ende dieser Logik aus dem Feminismus nicht ein umgekehrter Sexismus geworden ist (*ibid.*, 243). Mit dieser Einschätzung könnte sie sich gut mit *Jacques Derrida* treffen, durch dessen Dekonstruktion *Frauenrechtlerinnen zu Männern* wurden. *Derrida* hielt den Feminismus für ein Verfahren, durch das die Frau dem Mann, dem dogmatischen Philosophen ähneln will, indem sie die Wahrheit, die Wissenschaft, die Objektivität fordert (*Lindhoff* 2003, 102). *Derridas* Dekonstruktion ging weiter: Die Versuche des Feminismus, der Frau eine neue Bedeutung zu verleihen, um damit einen Eigenwert des Weiblichen zu schaffen, das dem Männlichen ebenbürtig gegenüber stehe, bewegten sich innerhalb des phallogozentrischen Systems, indem sie die Zweigeschlechtlichkeit bestätigten (*Lindhoff* 2003, 102; vgl. *Sigmund-Wild* 2000, 48).

7. 4 Topographie: Blicke vom Rand und andere Sichtweisen

Die bevorzugte Sichtweise der Phänomenologie ist die *Topographie*. Als Verfahrensweise ist die Topographie räumlich orientiert. Sie beschreibt Wege, Grenzlinien, Verbindungen und Kreuzungsstellen und enthält sich damit den Ideen systematischer Verknüpfung oder zeitlicher Abfolge (vgl. *Waldenfels* 2006).

Phänomenologisch-topographisch lässt sich in der Rede über den Sex eine Positionierung des Blickes auf die Sexualität von der Mitte hin zu deren Rändern notieren. Eine andere Variante liegt in dem Blick aus der Nische. Durch beide Sichtweisen, vom Rand und aus der Nische, ergeben sich jeweils eigentümliche Ansichten: Der Blick von den Rändern vermag zwar die normativen Vorstellungen und Praktiken,

die in der Mitte vorherrschen, auf eine spezifische Weise auszuleuchten, ihnen so eine bestimmte Prägnanz zu verleihen und sie also zu problematisieren. Die Ausleuchtung vom Rand her wirft allerdings auch lange Schatten und der Bereich des Nichtgesehenen ist relativ groß. Insbesondere mangelt es an Überblick. Ähnliches ließe sich über den Blick aus der Nische sagen. Auch hier ist der Blickwinkel eigentümlich eingengt und lässt vieles außer Acht. Diese Art von Einblicken produzieren Defizite. Sie sind insofern mit Nachteilen behaftet. So müssen sich Blicke vom Rand als auch solche aus der Nische zuerst befragen lassen, in welchem Umfang ihre Blickwinkel zu ihren Befunden beitragen. Es wird zudem fraglich, ob sie überhaupt in der Lage sind, die normativen Vorstellungen und sexuellen Praktiken der Mitte angemessen zu erfassen und ihnen gerecht zu werden. Auf einem anderen Blatt steht, ob diese Ansichtsweisen überhaupt den Praktiken und Ansichten der Mitte gerecht werden wollen. Warum fehlt z.B. bis dahin eine *Geschichte der Heterosexualität*?

Umgekehrt wäre zu fragen, ob Blicke vom Rand beziehungsweise aus der Nische, von der Mitte aus gesehen, dort das herrschende Selbstverständnis treffen, geschweige denn Akzeptanz oder gar Zustimmung finden könnten.

Nun liegt all dies nicht in der Absicht *queerer* Blicke. So, wie es deklariert wird, liegen deren Ziele in der *Verflüssigung des Selbstverständlichen* (Ziegler 2008, 13) respektive in einer *VerUneindeutigung* von Geschlecht und Sexualität, um in das *dominanzgesellschaftliche Feld heteronormativer Selbstverständlichkeit* einzugreifen (Engel 2002, 231). Es geht um die Kritik und Auflösung der konventionellen Vorstellungen von Sex, wenn denn nicht um die Beendigung der so behaupteten *phallischen Diktatur* samt ihrer heterosexuellen Prävalenz. Es geht letztlich um die Öffnung der Optionen für alle möglichen sexuellen Ansichten und Praktiken. Jedenfalls soll die Tatsache, dass Menschen sich bis auf einige Ausnahmen in zwei Geschlechtern entwickeln und sich bisher auch noch so fortpflanzen, nicht länger als zeitlos gültige „göttliche Ordnung“ oder auch nur als biologisch-natürliche Tatsache verstanden werden, weil diese geeignet seien, sowohl den Blick auf die Sexualität prävalent zu normieren, als auch die damit zusammenhängenden kulturellen Ordnungsvorstellungen und Rollenzuweisungen zu konservieren.

Bernhard Waldenfels (2008) hatte unter seinem Gesichtspunkt *des Fremden* auf eine problematische Umkehrung hingewiesen: Wer Abweichungen, Ausnahmen und Grenzfälle als solche verteidigt, setze sich dem Vorwurf eines Marginalismus oder eines Extremismus aus, bei dem die Dominanzen lediglich vertauscht würden. In der Tat würde man auf grundsätzliche Weise den Rand gegen das Zentrum, die Ausnahme gegen den Regelfall, das Extrem gegen den Mittelwert starkmachen, so würde man das Anormale selbst zur Normalität erheben. Diese Umkehrung gliche der exotistischen Vorliebe für das Fremde, die sich als eine sublimierte Form der Aneignung erweist (Waldenfels 2008, 15).

Last but not least soll auch die systemtheoretische Rede über den Sex nicht vergessen sein: Auch die abgehobene, objektivierend-systematisierende Ansichtswiese kommt, phänomenologisch beurteilt, nicht unproblematisch vor: Z.B. der systemtheoretische Blick auf den Sex (Lewandowski 2004), so differenzierend und ordnend er im Detail auch vorkommen mag, konveniert nicht, solange er in einer exzentrischen, objektivierenden Position verharret und formell differenzierende Gesichtspunkte ins Feld führt. Der erkenntnisleitende Gesichtspunkt der eigenen sexuellen Erfahrung und die Ansicht, dass Theoriebildungen über Sexualität zuerst erlebnistheoretisch-phänomenologisch zu thematisieren wären, bleiben der Systemtheorie fremd.

8. Einige phänomenologisch-erlebnistheoretische Perspektiven

8.1 Die Welt als menschliche Welt und kulturelle Schöpfung

Folgt man phänomenologisch-erlebnistheoretischen Ansichten, wie denen von *Maurice Merleau-Ponty* (1966; 1976; 1986), dann gilt das Primat der Wahrnehmung (Merleau-Ponty 2003), dann ist die Welt stets eine menschliche Welt, nämlich eine vom Menschen sinnlich realisierte und mit Bedeutung versehene, kulturelle Schöpfung. Dies ist zunächst nicht nur darin begründet, dass die Welt das ist, was wir sehen (*idem* 1988), sondern auch, dass der sich, die Welt und sich in der Welt wahrnehmende Mensch stets im Zusammenhang mit dem von ihm Wahrgenommenen gedacht werden muss. Merleau-Ponty nannte das den *Chiasmus von Sehendem und Gesehenem*. Insofern die Welt durch die sinnlichen Realisationen des Menschen gebildet wird, ist sie seine kulturelle Schöpfung und kein mit sich selbst identisches Erkenntnisobjekt. Merleau-Ponty (1986) problematisierte, dass wir diese radikale Subjektivität in der Regel nicht wahrnehmen. Stattdessen habe in uns die Wahrnehmung den Glauben an eine Welt, an ein streng geknüpftes und kontinuierliches System natürlicher Tatsachen geweckt und wir glauben, dieses System könne sich alles einverleiben bis hin zur Wahrnehmung, die uns darin eingeweiht hat (*ibid.*, 46). Die menschliche Welt wäre demnach ein leblich realisiertes, historisches Produkt, das selbst wiederum Geschichte produziert. Dies beträfe insbesondere auch den Begriff von Natur sowie den der Sexualität. Zumal es sich bei der Sexualität auch um eine moderne menschliche Sinnrealisation handelt.

Rüdiger Lautmann (2002) nahm in seiner *Soziologie der Sexualität* kein Blatt vor den Mund - sinngemäß: Ohne eine passende Sinnzuweisung vermag kein Mensch etwas mit den prächtigsten Geschlechtsteilen anzufangen (vgl. *ibid.*, 374).

8.2 Eros und Sex bei Maurice Merleau-Ponty

Hans von Fabock (1994), der sich mit Eros und Sexualität im Werk von *Maurice Merleau-Ponty* befasst hatte, hob u.a. hervor, dass Eros und Sexualität an zentraler Stelle in *der Phänomenologie der Wahrnehmung* (Merleau-Ponty 1966) verortet sind: Die Analyse des *Leibes als geschlechtlich Seiendes* befindet sich zwischen den beiden Kapi-

teln „Die Synthese des Eigenleibes“ und „Der Leib als Ausdruck und die Sprache“. *Merleau-Ponty* (1966) begriff die Sexualität als ursprüngliche Intentionalität. Geschlechtlichkeit (*sexualité*) ist im Sinne des *Eros* als eine leiblich fungierende Intentionalität, als atmosphärische Spannung auf den anderen und die Welt anzusehen. Im Sinne von *Sexualität* ist sie als Verhalten in Bezug auf den Geschlechtsunterschied aufzufassen. Liebe und Begehren bilden unterschiedliche Verhältnisse von Zwischenleiblichkeit und Interpersonalität. Von vornherein intersubjektiv situiert, stellen sie kein individuelles, reines Luststreben bzw. auf ein Objekt gerichtetes libidinöses Begehren dar. Liebe und Begehren bilden vielmehr unterschiedliche Polarisierungen eines geschlechtlichen Feldes. Das Begehren ist immer schon Begehren nach dem Begehren des Anderen (vgl. *Fabeck* 1994, 70). Eine rein sexuelle Begegnung kann es nach *Merleau-Ponty* nicht geben, weil sie immer schon von einem Hof von Liebe umgeben ist. Mit dem Blick auf *Merleau-Pontys* Spätwerk und seiner ontologischen Konzeption des Fleisches (*chair*) hob *Fabeck* die veränderte Auffassung von *désir* hervor, insbesondere im Hinblick auf das gegenseitige Bedingen - keine Sexualität ohne *Eros*, kein *Eros* ohne Sexualität - sowie auf *sexualité* als *Chiasma* der Geschlechterdifferenz. *Merleau-Ponty* sah diese Differenz keineswegs aufgehoben. In der erotischen Wahrnehmung schlägt sich eine dynamische Verflechtung mit dem Anderen in einer zwischenleiblichen Gestalt nieder. „Doch eine solche Gestalt setzt jeder möglichen Selbstgegenwart einen gewissen Selbstentzug voraus, auf dessen Grunde auch der Andere als Anderer sich überhaupt erst abheben kann“ (*Fabeck* 1994, 11).

Für den Mann *Merleau-Ponty* war der sichtbare Leib „getragen von einem streng individuellen Sexuelschema, in dem die erogenen Zonen sich akzentuieren, eine sexuelle Physiognomie sich vorzeichnet und der Männliche Körper, der seinerseits sich dieser affektiven Ganzheit integriert, sich zu entsprechenden Gesten aufgefordert fühlt“ (*Merleau-Ponty* 1966, 187).

Die Bedeutung der Psychoanalyse *Freuds* sah *Merleau-Ponty* bei aller Kritik vor allem darin, dass *Freud* biologischen Funktionen eine implizite Dialektik zugeschrieben hatte, indem er die Sexualität nicht auf ihre biologische Funktion reduziert, sondern sie als eine Art des Menschen interpretiert hatte, zur Welt und zum Anderen zu sein. Die Sexualgeschichte eines Menschen liefere einen Schlüssel zu seinem Leben überhaupt, weil sich in der Sexualität sein Verhalten zur Welt, zur Zeit und zum Anderen entwerfe (*ibid.*, 190).

8.3 Natur und Gesellschaft

Die Historikerin *Lyndal Roper* (1995) war im Verlauf ihrer Studien von der Überzeugung abgekommen, „daß die Geschlechtlichkeit (gender) ein Produkt kultureller und sprachlicher Praxis sei“ und zu der Ansicht gelangt, „daß die Geschlechterdifferenz ihre eigene physiologische und psychologische Realität besitzt und daß die Anerkennung dieser Tatsachen sich auf die Geschichtsschreibung auswirken muß“

(*ibid.*, 14). Demnach sollten die biologischen Grundlagen der menschlichen Existenz nicht vernachlässigt werden²⁴.

Schon viel früher hatte keine Geringere als die historische Gallionsfigur der Frauenbewegung, *Simone de Beauvoir* (1949/2000) darauf hingewiesen, dass die Geschlechtertrennung eine biologische Gegebenheit sei und kein Merkmal der Menschheitsgeschichte (*ibid.*, 15f). Gut philosophisch gebildet war ihr klar, dass wir weder der Natur noch der Gesellschaft entkommen können. In diesem Sinne argumentierten auch *Faraday Akashe-Böhme* und *Gernot Böhme* (2005): „Einerseits knüpft die gesellschaftliche Ausprägung der Geschlechtscharaktere an die Gegebenheiten des biologischen Geschlechts an, andererseits dringt die kulturelle Formation des Geschlechts tief in die leibliche Existenz ein, so dass die unterschiedlichen Lebensformen der Geschlechter schließlich ihre Spuren im naturalen Bereich zeigen“ (*Akashe-Böhme, Böhme* 2005, 94). Nach *Hilarion G. Petzold* (2003a), der sich stets um umfassende Definitionen bemüht, hat Sexualität eine je spezifisch als Gendermuster soziokulturell überformte biologisch-organismische Basis im *informierten Leib*. *Petzolds* Idee des *informierten Leibes* bildet, in letzter Instanz leibphilosophisch begründet, eine Basis, die weder biologisch reduziert, noch gänzlich im Sozialen aufgelöst werden kann. Zumal jede soziale Konstruktion Produkt eines konstruierenden Cerebrums ist, das wiederum vom sinnrealisierenden Leib lebendig wahrgenommen und mit Bedeutung versehen wird.

Natur und Kultur, auch Sex und Gender lassen sich nicht wirklich trennen. Die biologische Realität von Geschlechtlichkeit ist ernst zu nehmen, dies im Bewusstsein, dass selbst in einer biologischen Betrachtungsweise stets eine soziale Perspektive mitgegeben ist. Der Genderbegriff wie der Begriff des Biologischen – beides soziale Konstruktionen – erfordern immer eine Analyse der unter spezifischen Konstruktionsbedingungen entstandenen kulturbestimmten Männer- und Frauenbilder (*Petzold, Orth* 2011, 228). Der Geltungsanspruch biologischer Argumentationen wäre also einerseits einzuräumen und andererseits zu relativieren. Erfahrung und Natur erweisen sich als komplex verschränkt und sind offenbar nicht zu trennen. Deren Synergie sollte nicht unterschätzt werden. Ergebnisse der medizinisch-biologischen Forschung weisen darauf hin, dass Umwelterfahrungen, namentlich Stress, sich bis in die Genetik auswirken. Die neurobiologische Forschung hat zudem aufgezeigt, dass sich im Zusammenwirken von genetischer Disposition und neuen Erfahrungen die Architektur unseres Gehirns lebenslang entwickelt und sich so ständig verändert. Das heißt, die Art und Weise, wie wir uns erleben, uns in der Welt erleben, die Welt erleben und uns verhalten, geschieht neurobiologisch gesehen auf der Grund-

²⁴ Dafür sprechen u.a. auch die Ausführungen von *Norbert Bischof* (1985), einem kritischen Schüler von *Konrad Lorenz* (*Bischof* 1993). *Bischof* (1985) hatte sich dem Projekt verschrieben, die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes zwischen Intimität und Autonomie zu analysieren. Er beschrieb am Beispiel der Tradierung von Geschlechtschromosomen bestimmte Differenzen bei der Vererbung, die auftreten, je nachdem, ob es sich um Mann oder Frau handelt.

lage von über die Zeit synergetisch entwickelten und in neuronalen Verknüpfungen sedimentierten Mustern und geht wieder in diese verändernd ein. Hierbei spielt die neurobiologisch nachvollziehbare Überführung von Erfahrungen aus dem Kurzzeitgedächtnis in das Langzeitgedächtnis eine gewisse Rolle (vgl. *Kandel* 2006a, 2006b) sowie der Gedanke der *Neuroplastizität* des Gehirns.

Norbert Bischof steuerte eine annähernd phänomenologische Überlegung bei: Probleme wären vor allem dort zu erwarten, wo die Balance von Emanzipation und Rückbindung auf Kosten beider Pole nicht erreicht wird. Wenn aus irgendwelchen Gründen das Übergewicht auf die Seite der Emanzipation fällt, kann es leicht zu einer Kampfansage an die Gesellschaft und an die Natur kommen (*Bischof* 1985, 591). Sein Gedankengang leicht abgeändert: Während mir die Gesellschaft primär von außen begegnet, greift die Natur von innen nach mir. Sie sei jener mütterliche Aspekt, von dem ich mich nie freimachen könnte; wenn es so etwas wie meine Natur überhaupt gibt, dann kann ich nicht anders, als sie auch als Träger meiner Identität zu begreifen. Konsequenterweise kann ich ihren Bann also nur brechen, daß ich sie leugne (vgl. *ibid.*, 592).

9. Nähe und Grenzerleben

Marina Gambaroff sieht in der sexuellen Begegnung die Möglichkeit einer umfassenden Erfahrung, einer tiefgreifenden Erkenntnis des anderen. Die Voraussetzung dafür bilde allerdings ein integriertes Erleben der eigenen Geschlechtlichkeit (*Gambaroff* 2009, 134). Sie beschreibt die sexuelle Begegnung wie eine Aufhebung des einen im anderen, „wenn sich für die Dauer eines zeitlosen Moments Grenzen auflösen, Inneres sich nach außen kehrt und sich verbindet“ (*ibid.*, 135).

Sexualität ist der Bereich des Erlebens und Verhaltens, in dem erwachsene Menschen zahlreiche unvergleichliche Erfahrungen machen können. So z.B. die Erfahrung, dass der gesamte Horizont des Erlebens sich füllt und sich ein Gefühl von Nähe und Grenzauflösung einstellt. Dieses „Nahekommen“ gilt in zwei Richtungen: Zum einen kommen sie sich selbst am nächsten, indem sich – anders als im bewussten Zentrieren - ihr Inneres öffnet, ihr Erleben zunehmend sexuell getönt und motiviert vorkommt, bis es im Orgasmus überschwemmt wird. Zum andern kommen sie dem Anderen am nächsten: Sie berühren und werden berührt, penetrieren und werden penetriert, sie weiten sich, öffnen sich, strecken sich entgegen und nehmen aktiv in sich auf.

Szenisch lässt sich dieses Zusammenkommen als ein wechselseitiges Spiel begreifen, symbolisierbar im Tanz²⁵, als phänomenales Grenzerleben und schließlich als Austausch und Kontrollverlust im Orgasmus, der den ganzen Horizont des Erlebens überschwemmt. Als intensiv und glücklich wird empfunden, wenn die Innenerleben

²⁵ *Sigusch* (2007) hat als Titelbild *tanzende Paare* gewählt.

sich synchronisieren und für einen Moment zeitvergessen synton werden. Kontrollverlust und Grenzerleben bilden einerseits ein hervorragendes Motiv, die Geschlechterdifferenz für einige Momente als *wie aufgehoben* zu empfinden, und andererseits ein hervorragendes Problemfeld, in dem sich die unaufhebbare Konfliktzone der Sexualität zeigt: Die Differenz.

10. Die Differenz, das Andere und Fremde

10.1 Feministische Positionen

Die sexuelle Differenz bildet ein hervorragendes Thema feministischer, speziell auch lesbischer Diskurse. Die Problematik der Differenz wird dadurch verschärft, dass sie als Ausdruck der männlichen, frauenfeindlichen Hegemonie angesehen werden kann.

Angesichts der Vielzahl der Standpunkte, der Kompliziertheit und Empfindlichkeit dieses Denkens erscheint es offenbar auch Frauen außerordentlich schwer, in das feministische Denken über Differenz verständnisvoll einzudringen²⁶, geschweige denn, eine Übersicht über die differenten Ansichten zu gewinnen. Denn es geht ja nicht nur um die Differenz zwischen Männern und Frauen. Vielmehr, soweit es zumindest theoretisch gelungen ist, die Männer glücklich loszuwerden und sich von deren Art des Denkens zu absentieren, geht es um *Differenz zwischen Frauen* und *Differenz in Frau*. Das Spektrum der Differenzdiskussion reicht von der Ausgrenzung der Differenz bis zu deren Neubegründung. Insbesondere der dekonstruktive Feminismus will die in der *symbolischen Ordnung* verdrängte Differenz zurück ins Spiel bringen (Vinken 1992, 26).

Doch nicht genug der Komplikationen: Überdies unterliegen diese Theoriebildungen strengen Normen, geht es doch auch darum, theoretische Sünden zu vermeiden, z.B. einem Essentialismus zu verfallen oder gar die heterosexuelle Fortpflanzung zu naturalisieren (Butler 2010, 24). Es wäre demnach streng verboten, irgendwelche positiven Definitionen vorzunehmen, z.B. eine positive Theorie von Weiblichkeit hervorzubringen, weil *frau* damit wieder im Gefängnis des phallogozentrischen, hegemonialen Denkens gelandet wäre. Naomi Schor macht einen wesentlichen Teil der Problematik in ihrem erhellenden Essay *Der Essentialismus, der keiner ist – Irigaray begreifen* klar. Schor versuchte zu verstehen, „wie ausgehend von denselben Grundannahmen über die Exilierung der Frauen aus der Subjektivität, Beauvoir und Irigaray zu so radikal verschiedenen Schlußfolgerungen kommen“ (Schor 1992, 228) und diskutierte Positionen von *Simone de Beauvoir* und *Luce Irigaray*. *Beauvoir* habe die Mechanismen der *Veränderung* bloßgelegt, während *Irigaray* die Mechanismen entlarvt hätte, die sie per Analogie als *Verselbung* bezeichnete. „Insofern Veränderung

²⁶ Darauf deuten programmatisch-emphatisch, im Stil politischer Losungen verfasste Buchtitel hin, wie z.B. „Wider die Eindeutigkeit“ (Engel 2002) oder „In Anerkennung der Differenz“ (Ebermann, Fritz et al. 2010).

und Verselbung bei der Unterdrückung der Frauen zusammenwirken, müssen die Wirkungsweisen beider Prozesse entlarvt werden“ (*ibid.*, 229).

Während *Veränderung* miteinschließt, dass dem objektivierten Anderen eine Differenz zugeschrieben wird, die dazu dient, ihre Unterdrückung zu legitimieren, spreche *Verselbung* dem objektivierten Anderen das Recht auf ihre Differenz ab, indem sie den Anderen den Gesetzen der phallischen Spekularität unterwirft (vgl. *ibid.*, 229). Während die Veränderung unterstellt, dass der Andere erkannt werden kann, schließt Verselbung jedes Wissen vom Anderen in ihrer Andersheit aus. *Irigarays* Wette sei die, „daß die Differenz wiedererfunden werden kann, daß die unechte, aus Frauenfeindlichkeit gesetzte Differenz zurückerobert werden kann, um zu einer radikal neuen Differenz zu werden, die als die erste ernsthafte historische Bedrohung für die Hegemonie des männlichen Geschlechts anzusehen wäre“ (*Schor* 1992, 231).

10.2 Emmanuel Lévinas - eine männliche Sichtweise

Einen grundlegenden Ansatz hatte *Emmanuel Lévinas* aus männlicher Perspektive entworfen. Das Geschlecht war ihm keine spezifische Differenz, der Unterschied der Geschlechter auch keine Dualität. Denn zwei komplementäre Bezugspunkte setzen ein präexistentes Ganzes voraus. „Zu sagen, daß die geschlechtliche Dualität ein Ganzes voraussetze, hieße, von vornherein die Liebe als Verschmelzen zu setzen. Die Leidenschaftlichkeit der Liebe besteht jedoch in einer unüberbrückbaren Dualität der Seienden. Es ist ein Verhältnis zu dem, das sich für immer entzieht.“ (*Lévinas* 1989, 57). *Lévinas* fragte, ob es nicht eine Situation geben sollte, in der die Alterität einem Wesen als Positives, als Essenz eignet. „Ich glaube, das absolut konträre Gegenteil, dessen Gegenteiligkeit in nichts durch die mögliche Relation zwischen ihm und seinem Korrelat berührt wird, das Gegenteilige, bei dem der eine Pol das absolut andere bleibt, ist das Weibliche.“ (*ibid.*). *Lévinas* zufolge erfüllt sich die Alterität im Weiblichen. Das Weibliche sei ein Ereignis in der Existenz, das verschieden ist, von dem des räumlichen Transzendierens oder des Ausdrucks, die auf das Licht zugehen. Es ist eine Flucht vor dem Licht. Die Existenzweise des Weiblichen besteht darin, sich zu verbergen, und eine Tatsache des Sich-Verbergens ist genau die Schamhaftigkeit. (*ibid.*, 57f). Indem ich die Andersheit des anderen als ein Geheimnis setze, das als es selbst durch die Schamhaftigkeit bestimmt ist, setze ich es nicht als Freiheit, die mit der meinigen identisch ist und mit der meinigen im Kampf liegt, setze ich nicht ein anderes Seiendes mir gegenüber, sondern ich setze die Anderheit (*ibid.*, 58) *Simone de Beauvoir* (1992) hatte zu *Lévinas'* Ausführungen erstaunt und ironisch angemerkt, dass es *Lévinas* vermutlich nicht entgangen sei, „daß die Frau für sich auch Bewußtsein ist.“ (*ibid.*, 901). Sie kritisierte, „daß er ohne weiteres den Standpunkt des Mannes einnimmt, ohne auf die Wechselbeziehung zwischen Subjekt und Objekt hinzuweisen. Wenn er schreibt, die Frau sei ein Geheimnis, so meint er damit, dass sie es für den Mann ist.“ (*ibid.*, 901). Ihr Argument aufgreifend und die Blick-

richtung ändernd, könnte man auch konstatieren, dass der Mann für die Frau ebenfalls ein Geheimnis bildet.

10.3 Luce Irigaray – eine weibliche Sichtweise

Die feministische Psychoanalytikerin und Philosophin *Luce Irigaray* (1979) hatte in ihrer Essaysammlung *Das Geschlecht, das nicht eins ist* im Abschnitt *Così Fan Tutti* („so machen’s alle Männer“) mit dem Geltungsanspruch der Psychoanalyse abgerechnet. Die Psychoanalyse halte über die weibliche Sexualität den Diskurs der Wahrheit. Ein Diskurs, der das Wahre über die Logik der Wahrheit sage, nämlich, dass das Weibliche nur im Innern von Modellen und Gesetzen vorkomme, die von männlichen Subjekten verordnet seien. Sie schloss daraus, dass für die Psychoanalyse nicht wirklich zwei Geschlechter existierten, sondern nur ein einziges. *Eine einzige Praxis und Repräsentation des Sexuellen* (Irigaray 1979, 89). Ihr zufolge wurde das Weibliche immer nur als Rückseite, ja als Kehrseite des Männlichen definiert (*ibid.*, 165). Die Frau käme lediglich als ein kastrierter Mann vor. Die Klitoris würde alsdann als kleiner Penis begriffen. Diese Perspektive wiederum implizierte, dass es männlicherseits nur ein männliches Geschlecht gebe, das sich *umgestülpt* hat, um sich selbst zu affizieren (*ibid.*, 22). Das Weibliche werde so zu einem Nicht-Geschlecht (*ibid.*). In ihrer Schrift *Speculum* sprach Irigaray (1980) von *sexueller Indifferenz*. Irigaray zog aus diesem Befund ihre eigenen Schlüsse: Im Gegensatz zum dekonstruktivistischen Feminismus hätte die feministische Bemühung dahin zu gehen, die *Differenz auf neue Füße* zu stellen und *dem Weiblichen seinen Ort in der Differenz der Geschlechter zu besorgen* (Irigaray 1979, 165). Sie verfolgte damit die Idee zweier Subjekte, die irreduzibel von einander verschieden sind (vgl. Lindhoff 2003, 122). Anstelle von Dekonstruktion forderte sie eine Einschreibung von Geschlechterdifferenz in die *symbolische Ordnung*. Denn solange die weibliche Seite dieser Differenz noch nicht existiere, führe *Dekonstruktion* nur zu einer Bestätigung des Status quo, nämlich der Bestätigung der Frau als „nicht-existent“ (*ibid.*, 131).

Die Ansichten *Irigarays* erscheinen mir insbesondere wegen ihrer geradezu poetischen Sprache im Sinne einer sensiblen, erlebnistheoretischen Phänomenologie außerordentlich interessant. Sie entwickelt einen zentralen Teil ihrer Ansichten aus einer phänomenologischen Interpretation der weiblichen Anatomie. So sei z.B. die Autoerotik der Frau von der des Mannes sehr verschieden. Dieser hat, um sich zu berühren, ein Instrument nötig: seine Hand, das Geschlecht der Frau, die Sprache, und diese Selbstaffektion erfordert ein Minimum an Aktivität. Die Frau aber berührt sich durch sich selbst und an sich selbst, ohne die Notwendigkeit einer Vermittlung und vor jeder Trennung zwischen Aktivität und Passivität. Die Frau berührt sich immerzu, ohne daß es ihr übrigens verboten werden könnte, da ihr Geschlecht aus zwei Lippen besteht, die sich unaufhörlich aneinander schmiegen. Sie ist also in sich selbst schon immer zwei, die einander berühren, die jedoch nicht in eins (einen) und eins (eine) trennbar sind (vgl. Irigaray 1979).

Für *Christa Rohde-Dachser* (1991) führt *Irigarays* „Entwurf des weiblichen Geschlechts als eines Dialogs der Lippen (Schamlippen), die sich sprechen“ über den phallischen Diskurs hinaus. Sie sieht darin die Idee einer sonst hinter der Sprache des Patriarchats verborgenen anderen („weiblichen“) Seinsweise (vgl. *Rohde-Dachser* 1991, 270).

10.4 Ethische Perspektiven

Wie man es auch dreht und wendet: Aus phänomenologischer Perspektive ist die Differenz von Mann und Frau nicht zugunsten einer objektiven Position, eines *Dritten* aufhebbar. *Bernhard Waldenfels* (1997), derzeit vielleicht der konsequenteste Philosoph des *Fremden* (*Schuch* 2011), hat völlig zutreffend darauf hingewiesen, dass es keinen „dritten Menschen“ gibt, der voraussetzungslos zwischen Mann und Frau unterscheiden könnte, da doch zunächst der Mann sich von der Frau und diese sich vom Mann unterscheidet (*ibid.*, 21). Als Fremdes können sie nur vom Ort des Fremden aus gedacht werden, als ein Anderswo und ein Außerordentliches, das im Eigenen keinen angestammten Platz hat und sich der Einordnung entzieht (*ibid.*, 12).

Die Gedankenfiguren von Alterität und Differenz bilden das theoretisch ebenso anspruchsvolle wie paradoxe Projekt, dass ich mich mit etwas befassen soll, von dem ich mir kein Bild machen kann. Denn wenn ich mir ein Bild mache, sehe ich nur *mein* Bild, nicht aber das Andere und Fremde, das vom Begriff her meinem Blick und Zugriff entzogen bleibt. Wie also kann ich mich mit dem Anderen und Fremden befassen, ohne mir ein Bild von ihm zu machen und ohne es in meinen Begriff zu nehmen und es damit seines Charakters zu berauben bzw. innerhalb meiner eigenen Begrenzung zu verbleiben? Die Idee von *Emmanuel Lévinas* (1999), allenfalls im eigenen Erleben eine *Spur des Fremden* und Anderen zu entdecken, verweist immerhin auf einen sensiblen Weg; ein Weg, der Vorsicht resp. Rücksichtnahme bei der Begegnung mit dem Anderen nahelegt.

Gut amerikanisch und damit theoretisch völlig anders begründet und insbesondere keineswegs so radikal, deutet der Titel *Intimate Strangers* von *Lillian B. Rubin* (1984) ebenfalls in diese Richtung.

Luce Irigaray (1991) sprach sich für eine auf Differenz beruhende Ethik *zwischen* den Geschlechtern aus. Die Verantwortung für die Gestaltung der Realität wäre von zwei unterschiedlichen, nicht vergleichbaren, aber gleichwertigen Geschlechtern zu übernehmen (vgl. *Sigmund-Wild* 2000). Dem hätte ich nichts hinzuzufügen.

11. Perspektiven der Psychotherapie

Wie lassen sich meine Ausführungen im Hinblick auf Psychotherapie resümieren? Eines scheint mir klar: *Psychotherapie unter parrhesiastischer Perspektive* (*Petzold* 2003, 44) muss sich davor hüten, zum Subsystem der Normalisierungsmacht zu werden.

Dies gilt sowohl im Hinblick auf die herrschenden Normalisierungsprozesse als auch im Hinblick auf die Etablierung neuer Normalisierungen. Damit meine ich insbesondere auch ideologische Parteinahmen, zumal, wenn diese dazu geeignet sind, Psychotherapie zum Instrument einer bestimmten Sexualpolitik verkommen zu lassen. Psychotherapie müsste sich vielmehr darum bemühen, Situationen zu thematisieren und Inszenierungen vorzunehmen, die in der Lage sind, aus guter Distanz die Verhältnisse und Befindlichkeiten aufzuzeigen und zur Sprache zu bringen.

Für *Volkmar Sigusch* (2007) war es selbstverständlich, dass jede Sexualtherapie, die ihren Namen verdient, eine Psychotherapie sein muss, weil sich das Sexuelle und Geschlechtliche nicht aus der Seele lösen lässt, wie das Fleisch vom Knochen (*ibid.*, 3). Die Frage ist indessen, inwieweit die Psychotherapie - über die periphere sprachliche Thematisierung des Sexuellen hinaus - nicht auch praktisch zur Sexualtherapie werden muss, will sie das gesellschaftliche Tabu transzendieren. Das wiederum hieße, dass *Humantherapie* auch Worte finden, Szenarien kreieren und Praktiken einbeziehen müsste, um relevante Erfahrungen zu ermöglichen. Hier stehen wir noch am Anfang, Klar scheint nur, dass dies den derzeit in Deutschland und in Österreich berufsrechtlich und berufspolitisch, jedenfalls mit dem Blick auf wissenschaftliche und sozialrechtliche Anerkennung, sprich die Töpfe der Krankenkassen, opportunistisch definierten Rahmen der Psychotherapie als Unter- und Nebendisziplin der Medizin zweifellos überschreiten wird²⁷. Als allfällige Normalisierungseinpfl egung wären zudem Überprüfungen im Rahmen heilberufgerichtlicher Verfahren (*Willems* 2009) zu erwarten²⁸.

Aus unserer Sicht bietet das von *Hilarion G. Petzold* (2003a) formulierte Anliegen einer *Humantherapie* eine zukunftsweisende Perspektive. Ich habe dies an anderer Stelle mehrfach dargelegt (vgl. *Schuch* 2007; 2008). Hier möchte ich mich auf folgende Perspektiven konzentrieren: *Humantherapie* verweist auf die Kultur menschlichen Miteinanders. In dieser Kultur erweisen sich die *Grundqualitäten des Menschlichen*, wie Takt, Würde, Achtung, Aufrichtigkeit, Hingabe, Liebe, Freundschaft, Verantwortung, Verlässlichkeit, Barmherzigkeit, Trost. Die gesetzlich implementierte Vorstellung von Psychotherapie als nosologisch geleitete Technologie medizinisch-psychologischer Konstrukte wäre entlang der Grundqualitäten des Menschlichen positiv umzuschreiben (*Leitner, Schuch* 2004, 561). *Psychotherapie im Sinne von Humantherapie* wird sich pathologisierenden, medizinisch-psychologischen Diagnostiken zu

²⁷ Sexualtherapeutische Praktiken, wie sie noch *Masters* und *Johnson* anwandten, z.B. mit Hilfe von Surrogat-Partnern, sind in Deutschland im Rahmen von Psychotherapie nicht gestattet. Dieser Teil der Sexualtherapie ist in eine darauf spezialisierte Teildisziplin der Prostitution abgewandert.

²⁸ Ich erinnere nur an die dpa-Meldung einer strafrechtlichen Würdigung des angeblich provokativ gemeinten Kusses eines Therapeuten auf den Mund einer Patientin: „Ein Kuss als Therapie beim Psychologen - das geht nach Auffassung des Gießener Berufsgerichts für Heilberufe auf gar keinen Fall. Das Gericht verurteilte einen 75 Jahre alten Psychologen, der eine Patientin geküsst und das als sinnvolle Schocktherapie begründet hatte, zu einer Geldbuße von 3500 Euro“ (*Ärzte Zeitung online*, 31.07.2010).

entkleiden haben. Sie wird es dann aufgeben, Heilung primär durch Anamnese zu suchen und vergangenheitsorientiert Lebensgeschichten zu erfinden und also Mythen zu bilden²⁹. Weil sie das Leben als Handlung begreift, wird sie verstärkt Gegenwart und Zukunft in den Blick nehmen, dabei auch Lebenssituation und Lebensperspektive berücksichtigen und wird sich neu orientieren in Richtung Lebensstil, in Richtung Lösung von realen Aufgaben und insbesondere in Richtung persönlicher Sinnerfüllung. Hierbei wird das Thema der Sexualität - im Sinne einer sensiblen, erlebnistheoretischen Phänomenologie - eine zentrale Rolle spielen. Letztlich ginge es darum, den Patienten zu verhelfen, pluriformes Leben und Erleben zu ertragen, zu bewältigen und sinnvoll zu gestalten und dabei Identität, Lebenswert und Lebenssinn zu realisieren.

Dazu brauchen wir eine Reflexion auf die Ethik der Psychotherapie. Es ginge um eine Ethik, die weniger dem verschrieben ist, was sein soll, wie es traditionell die protestantische Ethik (Weber 1920/2009) nahelegte, sondern die bemüht wäre, hierin dem Vorschlag von *Arthur Schopenhauer* (1841) folgend, primär zu verstehen, zu erklären und den Dingen auf den Grund zu gehen. Zumal die Verhaltensweisen der Menschen in moralischer Hinsicht verschieden zu bewerten sind (Leitner, Schuch et. al. 2009). Diese Ethik darf sich allerdings nicht komplizierteren theoretischen Überlegungen (vgl. Cornell 1992) verschließen, will sie die niveaувolle Rede über den Sex nicht verpassen.

Eine zukunftsweisende Perspektive der Behandlung der Genderfrage liegt ganz sicher in der diversitätstheoretischen Argumentation, für die sich *Hilarion Petzold und Ilse Orth* (2011) aussprechen. Denn nur eine *differenzielle* Betrachtung ist der Vielfalt von Menschen angemessen.

Sich psychotherapeutisch *ethisch* zu verhalten, bedeutet zweifellos zuerst, Psychotherapie *lege artis* auszuüben. Hier hätte vorab eine Verständigung darüber zu erfolgen, was eigentlich Psychotherapie sein soll und welchen Regeln der Kunst sie zu folgen hätte. Eine weitere Perspektive des Denkens einer Humantherapie liegt in der Thematisierung des Anderen und Fremden in der Sexualität: Zunächst in der Wahrnehmung und Erörterung der sexuellen Differenz; dann in der Öffnung einer Perspekti-

²⁹ Die Kindheitserinnerung wird erst in einem späteren Alter festgestellt und ist bereits einem komplizierten Einarbeitungs- und Umarbeitungsprozess unterzogen worden, den bereits *Sigmund Freud* (1909) mit „*der Sagenbildung eines Volkes über seine Urgeschichte*“ analog setzte (*ibid.*, 427, Anmerkung 1). *Johannes Cremerius* (1981) schloss daraus, dass die von den Patienten in der nachträglichen Sagenbildung berichteten traumatischen Ereignisse nicht wirklich die Ursachen der Neurose sein können (Cremerius 1981, 401). Ich füge dem mit Blick auf *Ferenczis* Gegenwartbezug hinzu, dass psychotherapeutisch die gegenwärtige Bedeutung der Lebensgeschichtsbildung von größerem Gewicht sein dürfte. Zumal das Denken in Kausalitäten der Komplexität des menschlichen Lebensprozesses nicht gerecht wird. Das ätiologische Sagen setzt noch nicht voraus, dass das Ereignis auch stattgefunden haben muss, schon gar nicht so, wie es erzählt wird. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Patienten mit ihren zum Teil ergreifenden Berichten über frühe Entbehrungen, Nöte, Zufügungen einen spezifischen Kontakt mit dem Therapeuten, insbesondere dessen Mitgefühl, Beistand, Zuwendung und Trost suchen. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass gegenwärtiges Erleben, Wollen und Verhalten des Erzählers durch den Bericht des Vergangenen erklärt oder mit Bedeutung versehen werden soll (vgl. Schuch 2003).

ve, die Fremdheit erhält und auf diese Weise der gegenseitigen Bemächtigung wehrt. *Brigitte Schigl* (2012) hält es darüber hinaus für nötig, Psychotherapiemethoden im Hinblick auf ihre Anthropologien, Persönlichkeits- und Entwicklungstheorien aus Genderperspektive kritisch zu reflektieren (*ibid.*, 191). Ihr zufolge wird kein Weg daran vorbei führen, die „Geschlechterordnung“ so zu gestalten, dass sie - gemäß den Paradigmen unserer Zeit und den Bedürfnissen heutiger Frauen und Männer, unserer Patientinnen und Patienten – salutogenetisch förderlich ist (*ibid.*, 194).

Wenn Psychotherapie einem normativen sozialpolitischen Projekt eingemeindet wird, in dem z.B. Ungleichheit ausgeglichen, Missbrauch entgegengewirkt, Geschlechtergerechtigkeit hergestellt werden soll etc., droht sie selbst, ihren Einfluss zu missbrauchen und zur Normalisierungsmacht zu verkommen. Es ist ohnehin ein Irrtum, zu glauben, man könnte oder sollte – sozusagen - durch *einen Klaps auf die Hand* (vgl. *Cornell* 1997, 130), durch eine ideologisch gerechtfertigte, bürokratisch-gesetzlich verordnete Konditionierung etwa Männer dazu bringen, ihr Verhalten zu ändern. Zumal Männer, die versuchen, *wie Frauen zu sprechen*, sich ohnehin stets dem Verdacht aussetzen, das Weibliche zu kolonisieren, indem mit der Begründung einer Aufwertung des Weiblichen wieder *über* die Frau gesprochen wird (vgl. *Sigmund-Wild* 2000, 49).

Dem Projekt der *Meliorisierung* durch Psychotherapie wäre dialektisch der Wahrheitsgehalt der Psychotherapie zuzuordnen. Zumal ohne eine differenzierende Diagnose jede Indikationsstellung von Prävalenzen dominiert und damit ex tunc problematisch würde.

Jacques Lacan unterschied sympathischerweise – bei aller Rätselhaftigkeit und Problematik seiner sonstigen Ansichten - weniger im Hinblick auf normal und anormal, sondern im Hinblick darauf, ob einer durch Psychotherapie dahin kommt, sich zu trauen, so zu sein, wie er ist, um seinen eigenen, unverwechselbaren und einzigartigen Weg zu suchen (vgl. *Maier* 2007, 193).

12. Zum Schluss

Es wird wohl eine bleibende Schwierigkeit der Reden über den Sex bilden, das Niveau der absolut notwendigen, erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch teilweise hochstehend geführten Diskussion zu erhalten und Verflachung und Abwege zu vermeiden. Eine Gefahr liegt zweifellos in der oft zielvollen Vermischung kategorialer Ebenen, insbesondere der Vermischung von sexual-politischen Interessen mit metatheoretischen und realexplikativen Aussagen. Doch auch diese Schwierigkeiten sind dem, die Psychotherapie umgebenden Machtdispositiv zu eigen und sind insofern zu den *Inszenierungen der Geschlechter* zu zählen (*Laqueur* 1992). *Simone de Beauvoir* hatte noch die universalistische Vorstellung, dass der Anschluss der Frauen an das große philosophische Denken zu ihrer Befreiung beitragen würde. Der radikale Feminismus lehnte die Vorstellung eines Universalismus ab und setzte stattdessen primär auf das Thema

der Differenz sowie auf die Dekonstruktion von Texten, denen er alle und alles eingefügt sah. Ich neige mittlerweile dazu, diese Entwicklung für eine Flucht aus der unerträglichen Wirklichkeit in eine *Dystopie* (Weiß 2012) zu halten. Wer optimistisch sein will, mag hier an das in einem anderen Zusammenhang geäußerte Wort von *Herbert Wehner* (1976) denken: „Wer rausgeht, muss auch wieder reinkommen“³⁰. Ist dieses allerdings vollbracht, wäre die *Dialektik der Aufklärung* (Horkheimer, Adorno 1947) zu bedenken, in der das der Institutionalisierung der Aufklärung innewohnende gegenläufige Moment der Verfestigung dingfest gemacht und immer wieder aufs Neue kritisch transzendiert werden kann. Denn immer dann, wenn der Prozess des Denkens - mit welchen Argumenten auch immer - in den Zustand des Bleibens und der normativen Fixierung gebannt wird, setzen die gegenläufigen, bemächtigenden Programme von Verdinglichung und Entfremdung ein. *Drucilla Cornell* (1992) hat in *The Philosophy of the Limit* mit ihrem Anknüpfen an *Adornos Negative Dialektik* offenbar dieses als Problem und Aufgabe zutreffend erkannt.

Ich habe mich entschlossen, entgegen der Versuchung, meine Anmerkungen zur Rede über den Sex opportunistisch in Moden aufgehen zu lassen, für die grundlegende *Differenz von Männern und Frauen* zu plädieren. Hierfür lassen sich meines Erachtens gute Gründe in den philosophischen Quellen der *Integrativen Therapie* finden. Männer und Frauen haben aus erlebnistheoretisch-phänomenologischer Sicht einen grundsätzlich anderen, letztlich unvergleichlichen leiblich-intentionalen Zugang zur gemeinsamen Welt. Denn es bildet einen gravierenden Unterschied, sich seinerseits zum Zweck der - mittlerweile sexuell begriffenen und also motivierten - Fortpflanzung zu verhärten und den Wunsch zu verspüren, einzudringen, seinen Samen zu ejakulieren, als ihrerseits ihre Lippen zu befeuchten, weich werden und anschwellen zu lassen, sich zu öffnen und also den Samen aufzunehmen. Dass *Luce Irigaray* (1979), der ich oben phänomenologisch soweit interessiert folgte, die *Suspendierung der weiblichen Autoerotik* durch den Mann lediglich als einen gewaltsamen, brutalen Akt darstellt, *im gewaltsamen Einbrechen, dem brutalen Spreizen dieser beiden Lippen durch einen vergewaltigenden Penis* (Irigaray 1979, 23), bedarf in diesem Kontext keiner weiteren Kommentierung.

Denn letztlich geht es bei aller Differenz um die gemeinsame Welt. Es geht um den wahrscheinlich einzigen einigermaßen sicher benennbaren *Sinn des Lebens*, nämlich dieses Leben weiterzugeben. Dies geschieht bis dahin diesseits und jenseits aller Kommentare noch immer heterosexuell. Die Gemeinsamkeit dieser Welt entzieht sich dem eindeutigen Begriff und wird bis dahin aus verschiedenen Perspektiven ermittelt, beleuchtet und verdunkelt. *Merleau-Ponty* ging das Risiko ein, hier dunkel vom *gemeinsamen Fleisch* (*chair*) zu sprechen. *Birgit Frostholm* (1978) hat dieses mit dem nicht minder mysteriösen *Freudschen* Begriff des *Unbewussten* verglichen.

³⁰ *Herbert Wehner* konterte erbost mit diesem legendären Satz auf die Missachtung seiner Person, als im Deutschen Bundestag am 13. März 1975 die CDU/CSU-Fraktion geschlossen den Plenarsaal verließ.

In der Folge divergierender Ansichten und Prozesse lassen sich Gemeinsamkeiten nicht mehr einfach in einem einvernehmlich unterstellten und akzeptierten Grunde finden, sondern allenfalls noch durch Abstraktion auf einer Metaebene mühselig konstruieren. Die Einlassung auf Abstraktion und Metaebene ist allerdings mit Schwierigkeiten gespickt. Setzt sie doch ein gewisses Maß an sinnlich-ästhetischer Bildung voraus, zudem eine Einstellung *guter Distanz* und heiterer Gelassenheit (*bilaritas*) und insbesondere aber *guten Willen*, nämlich Willen zur *Konvivialität*, um *fröhliche Wissenschaft* (Nietzsche), getragen von der Idee einer *Politik der Freundschaft* (Derrida 2000)³¹, betreiben zu können. Der Literaturhistoriker Hans Mayer (1975) hatte zum Schluss seines *opus magnum* „Außenseiter“ den Humanitätsgehalt einer Gesellschaft daran geknüpft, wie sie mit ihren Außenseitern, ihren „Monstren“ umgeht. Mayer hatte dies an den Juden, den Homosexuellen und den schönen Frauen großartig exemplifiziert.

Mit den *Grundqualitäten des Menschlichen*, mit Anstand, gutem Benehmen und Takt (Gödde, Zirfas 2012), insbesondere aber *in Zeiten der Ungleichheit mit Respekt* (Sennett 2004) vor dem Anderen und Fremden in der Sexualität könnte etwas begonnen werden, was eines Tages eventuell in Gerechtigkeit enden könnte. Die transsexuelle Soziologin Raewyn Connell hatte sich - noch als Robert William Connell (1999) - in dem Buch *Der gemachte Mann* für ein *Projekt der sozialen Gerechtigkeit in den Geschlechterbeziehungen* (*ibid.*, 247) ausgesprochen. Connell ging es um eine Gerechtigkeit, in der die sexuelle Differenz ihren stigmatisierenden Charakter verliere und Heterosexualität nicht mehr auf der Basis von männlich vermittelter Hierarchie, sondern von Gegenseitigkeit organisiert werde (Connell 1999, 252). So, wie die Dinge derzeit liegen, bleibt nur, die Zukunft in den Blick zu nehmen und zu hoffen, dass auch künftig *Keime der Vernunft* sprießen (Merleau-Ponty 1994). Denn wenn es schon keinen Weg zurück gibt, so öffnet sich vielleicht ein Weg nach vorn: *sensu Foucault*, unseren Körper und seine Lüste von der Abkapselung als Sexualität wieder zu befreien (vgl. Ewald 1978, 17).

Zusammenfassung: Auflösungserscheinungen und Normalisierungseinpfl egungen

– Reden über den Sex

Der Essay reflektiert multiperspektivisch interessengeleitete *Reden über den Sex*. *Sensu Foucault* stellt er Sexualität genealogisch als ein historisches Phänomen dar. Er diskutiert die Kontroverse Sex versus Gender und problematisiert die bürokratische Institutionalisierung von Geschlechtergerechtigkeit. Seine Perspektive sieht er in einer als Humantherapie verstandenen Psychotherapie, die Sexualtherapie einschließt. Im Ergebnis spricht er sich aus phänomenologischer Perspektive für die Anerkennung der Geschlechterdifferenz aus.

Schlüsselwörter: Sexualität, Gender, Psychotherapie, Sexualtherapie, Integrative Therapie

³¹ Derrida hatte sich für eine Politik der Freundschaft ausgesprochen – im Gegensatz zur Brüderlichkeit, weil diese auf dem Vätermord und dem Ausschluss der Schwester beruhe.

Summary: Signs of Disintegration and Implementations of Normalities – Talks about Sex

The essay reflects under many prospects conducted interests in talks about sex. Sensu *Foucault* sexuality is being presented genealogically as a historical phenomenon. It discusses the controversy sex versus gender and expounds the problems of the bureaucratic institutionalization of gender justice. Its prospects lie in as a humantherapy meant psychotherapy that includes sexual therapy. In its outcome it suggests the acceptance of sexual differences for phenomenological reasons.

Keywords: Sexuality, Gender, Psychotherapy, Sexual Therapy, Integrative Therapy

Literatur

- Abdul-Hussein Surur* (2011): Genderkompetente Supervision. Mit einem Beitrag zur „Genderintegrität“ von Hilarion Petzold und Ilse Orth. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Adorno Theodor W.* (1966): Negative Dialektik. Frankfurt: Suhrkamp.
- Agamben Giorgio* (2008): Was ist ein Dispositiv? Zürich, Berlin: Diaphanes.
- Akasha-Böhme Faraday, Böhme Gernot* (2005): Mit Krankheit leben. Von der Kunst mit Schmerz und Leid umzugehen. München: Beck.
- Alexander Franz* (1925): Einige unkritische Gedanken zu Ferenczis Genitaltheorie. *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 11, 444 - 456.
- Amend Günter* (2010): Sexueller Missbrauch von Kindern *MERKUR* 12, 739, 1161 - 1172.
- Ammerer Heinrich* (2011): Am Anfang war die Perversion. Richard von Krafft-Ebing. Psychiater und Pionier der modernen Sexualkunde. Wien: styria premium.
- Anzieu-Premmereur Christine* (1983): Ferenczi et les Femmes. *Perspectives Psychiatriques*, 92, 175 - 178.
- Aries Philipp, Béjin André* (1984): Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland. Frankfurt: S. Fischer.
- Aron Jean-Paul, Kempf Roger* (1982): Der sittliche Verfall. Bourgeoisie und Sexualität in Frankreich. Frankfurt: Suhrkamp.
- Attali Jacques* (1981): Die kannibalische Ordnung. Von der Magie zur Computermedizin. Frankfurt, New York: Campus.
- Azoulay Isabelle* (1996): Phantastische Abgründe. Die Gewalt in der sexuellen Phantasie von Frauen. Frankfurt am Main: Brandes und Apsel.
- Barbin Herculine* (1998): Meine Erinnerungen. In: *Schäffner Wolfgang, Vogl Joseph* (Hg.) (1998), aaO., 19 – 126.
- Bartel Rainer, Horwath Ilona, Kannonier-Finster Waltraud, Mesner Maria, Pfefferkorn Erik, Ziegler Meinrad* (2008) (Hg.): Heteronormativität und Homosexualitäten. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag.
- Becker Ruth, Kortendiek Beate* (2010, 3. erweiterte und durchgesehene Auflage): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag.
- Becker Sophinette* (1998): Psychotherapie bei Transsexualität. In: *Bernhard Strauß* (Hg.), (1998): aaO., 139 – 151.
- Becker Sophinette, Bosinski Hartmut A.G., Clement Ulrich, Eicher Wolf, Goerlich Thomas M., Hartmann Uwe, Kockott Götz, Langer Dieter, Preuss Wilhelm F., Schmidt Gunter, Springer Alfred, Wille Reinhard* (1997): Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen. Standards der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sexualmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft. *PSYCHOTHERAPEUT* 42, 256 – 262.:
- Bischof Norbert* (1985): Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes von Intimität und Autonomie. München, Zürich: Pieper.
- Bischof Norbert* (1993): Gescheiter als alle Laffen. Ein Psychogramm von Konrad Lorenz. München: Piper.

- Blackburn Simon* (2008): *Wollust. Die schönste Todsünde*. Berlin: Wagenbach.
- Böhme Gernot* (1985): *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Böhme Gernot* (1997): Ursprung und Zukunft von Identität als eines psychologischen Begriffs. *GE-STALT UND INTEGRATION* Themenheft (1997, 98): Identität und Genderfragen in Psychotherapie, Soziotherapie und Gesundheitsförderung, 108 – 117.
- Böhme Hartmut, Böhme Gernot* (1983): *Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bourdieu Pierre* (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Brinkmann Heinrich* (1973): Erinnerung. In: *Heinrich Brinkmann, Peter Brückner, Hans-Jürgen Krabl, Manfred Lauer* (1973): *Sinnlichkeit und Abstraktion. Prolegomena zu einer materialistischen Empirie*. Wiesbaden: Focus, 1 - 13.
- Buford Bill* (1992): *Geil auf Gewalt. Unter Hooligans*. München: Hanser.
- Butler Judith* (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler Judith* (1997): *Körper von Gewicht*. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler Judith* (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler Judith* (2009): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Chlada Marvin* (2005): *Heterotopie und Erfahrung. Abriss der Heterotopologie nach Michel Foucault*. Aschaffenburg: Alibri.
- Cliff Michelle* (1983): Einleitung. In: *Schultz Dagmar* (Hg.) (1983): aaO., 14 – 22.
- Cölln Michael* (1993): Integrative Paar- und Sexualtherapie: Paarsynthese. In: *Hilarion G. Petzold, Johanna Sieper* (Hg.) (1993): aaO., 611 – 618.
- Connell Robert William* (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske & Budrich.
- Cornell Drucilla* (1992a): Das feministische Bündnis mit der Dekonstruktion. In: *Vinken* (Hg.) (1992): aaO., 279 – 316.
- Cornell Drucilla* (1992b): *The Philosophy of the Limit*. New York: Routledge.
- Cornell Drucilla* (1997): *Die Versuchung der Pornographie*. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp.
- Cremerius Johannes* (1981): Die Konstruktion der biographischen Wirklichkeit im analytischen Prozeß. In: *idem* (1984): *Vom Handwerkszeug des Psychoanalytikers: Das Werkzeug der psychoanalytischen Technik*. Bd. 2. Stuttgart, Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 398 - 425.
- Dannecker Martin* (1992): *Das Drama der Sexualität*. Hamburg: EVA.
- Dannecker Martin* (2005): Männliche und weibliche Sexualität. In: *Quindeau, I, Sigusch, V.* (Hg.) (2005): aaO., 80 – 94.
- Dannecker Martin, Katzenbach Agnes* (Hg.) (2005): *100 Jahre Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“*. Aktualität und Anspruch. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Dauk Elke* (1989): *Denken als Ethos und Methode. Foucault lesen*. Berlin: Reimer.
- De Beauvoir Simone* (1949/ 1992 Neuübersetzung): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek: Rowohlt.
- Derrida Jacques* (1997): *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Derrida Jacques* (2000): *Politik der Freundschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Désirat Karin* (1985): *Die transsexuelle Frau. Zur Entwicklung und Beeinträchtigung weiblicher Geschlechtsidentität*. Stuttgart: Enke.
- Dilthey Wilhelm* (1883/2010): *Einleitung in die Geisteswissenschaften*. Berlin: Contumax.
- Donau-Universität Krems* (s.a):
- Duden Barbara* (1991): *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*. Hamburg: Luchterhand.
- Duden Barbara* (1993): *Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung*. *FEMINISTISCHE STUDIEN*, 11. Stuttgart: Lucius & Lucius, 24 – 33.

- Duerr Hans Peter* (1988): Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß. Band 1. Frankfurt: Suhrkamp.
- Duerr Hans Peter* (1997): Der erotische Leib. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß. Band 4. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ebermann Traude, Fritz Julia, Macke Karin, Zehetner Bettina* (Hg.) (2010): In Anerkennung der Differenz. Feministische Beratung und Psychotherapie. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Eder Franz X.* (2002, 2009, 2. erweiterte Auflage): Kultur der Begierde: Eine Geschichte der Sexualität. München: Beck.
- Edlhaimb-Hrubec Christiana Maria* (2004): Etymologische Frag - mente zu Wort und Begriff Supervision. Donau-Universität Krems. <http://www.donau-uni.ac.at/de/studium/supervision-coaching/01079/index.php> Und in: FPI-Publikation (2005): <http://www.fpi-publikation.de/supervision/alle-ausgaben/02-2005-edlhaimb-hrubec-christiana-maria-etymologische-fragmente-zu-wort-und-begriff.html>
- Edlhaimb-Hrubec Christiana Maria, Edlhaimb Hans-Peter* (2011): Historie der Supervision, eine Création Permanente. Nicht veröffentlichte Masterthese. Donau-Universität Krems, Österreich.
- Elias Norbert* (1976): Prozeß der Zivilisation. 2 Bde. Frankfurt: Suhrkamp.
- Engel Antke* (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt: Campus.
- Eribon Didier* (1991): Michel Foucault. Eine Biographie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ewald François* (1978): Einleitung. Foucault – Ein vagabundierendes Denken. In: *Michel Foucault, M.* (1978): aaO., 7 – 20.
- Ferenczi Sándor* (1924): Versuch einer Genitaltheorie. Schriften zur Psychoanalyse Bd. II, 317 - 400. Frankfurt: Fischer.
- Foucault Michel* (1976): Mikrophysik der Macht. Berlin: Merve.
- Foucault Michel* (1977a): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (1977b): Nein zum König Sex. In: *idem* (2003): aaO., 336 – 353.
- Foucault Michel* (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve.
- Foucault Michel* (1980): Das wahre Geschlecht. In: *idem* (2005): aaO. 142 – 152.
- Foucault Michel* (1984): Michel Foucault, ein Interview: Sex, Macht und die Politik der Identität. In: *idem* (2005): aaO., 909 – 924.
- Foucault Michel* (1986 a): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (1986 b): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (1996): Diskurs und Wahrheit. Berkeley-Vorlesungen 1983. Berlin: Merve.
- Foucault Michel* (2001 - 2005): Schriften in vier Bänden: Dits et Ecrits. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (2008): Die Anormalen. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (2010): Der Mut zur Wahrheit. Frankfurt: Suhrkamp.
- Freeman Derek* (1983): Liebe ohne Aggression. Margaret Meads Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker. München: Kindler.
- Freud Sigmund* (1909): Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. GW VII, 379 – 463.
- Friedman Richard C.* (1993): Männliche Homosexualität. Berlin, Heidelberg etc.: Springer.
- Fromm Erich* (1936): Sozialpsychologischer Teil. In: *Erich Fromm, Max Horkheimer, Hans Mayer, Herbert Marcuse* et. al. (1936): Autorität und Familie. Bd. 1. Paris: Librairie Félix Alcan.
- Frosthalm Birgit* (1978): Leib und Unbewusstes. Freuds Begriff des Unbewussten interpretiert durch den Leib-Begriff Merleau-Pontys. Bonn. Bouvier.
- Gambaroff Marina* (2009): Utopie der Treue. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Gödde Günter* (1999): Traditionslinien des Unbewußten. Schopenhauer – Nietzsche – Freud. Tübingen: edition diskord.
- Gödde Günter, Zirfas Jörg* (Hg.) (2012): Takt und Taktlosigkeit. Über Ordnungen und Unordnungen in Kunst, Kultur und Therapie. Bielefeld: transcript.

- Goode Erich, Nachman Ben-Yehuda (1994): *Moral Panics. The Social Construction of Deviance*. Cambridge: Blackwell.
- Großmaß Ruth (1989): Nicht die Mutter ist schuld, sondern nur ihr Geschlecht. *Psychologie & Gesellschaftskritik* 49/50, Frauen und Psychologie III, 51 – 82.
- Großmaß Ruth (1991): Der Beitrag der Psychoanalyse zur Sozialisationstheorie. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 59/60, 3/4, 51 – 72.
- Großmaß Ruth (2010): Frauenberatung im Spiegel von Beratungstheorie und Gender-Diskursen. In: Traude Ebermann, Julia Fritz et al. (Hg.) (2010): aaO., 61 – 73.
- Gruen Arno (1987): *Der Wahnsinn der Normalität*. München: Kösel.
- Günter Michael (2011): *Gewalt entsteht im Kopf*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Habermas Jürgen (1985): *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hagemann-White Carol (1984): Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen: Leske & Budrich.
- Hagemann-White Carol (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Carol Hagemann-White, Maria S. Rerrich (Hg.) (1988): *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Bielefeld: AJZ-Verlag, 224 – 235.
- Byong-Chul Han (2011): *Topologie der Gewalt*. Berlin: Mathes & Seitz.
- Handford Christina, Brunner Franziska, Schweizer Katinka, Richter-Appelt Hertha (2012): Brauchen wir ein drittes Geschlecht? Erwachsene mit Androgeninsensitivität nehmen Stellung. In: Katinka Schweizer, Hertha Richter-Appelt. (Hg.) (2012): aaO., 429 – 445.
- Hark Sabine (1996): *Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen: Leske & Budrich.
- Hark Sabine (2010): *Lesbenforschung und Queer Theorie*. In: Becker, R., Kortendiek, B. (Hg.) (2010): aaO., 108 – 115.
- Hemecker Wilhelm (1991): *Vor Freud. Philosophiegeschichtliche Voraussetzungen der Psychoanalyse*. München, Hamden, Wien: Philosophia.
- Henrich Dieter (1979): *Identität – Begriffe, Probleme, Grenzen*. In: Marquard, Stierle (Hg.) (1979): aaO., 133 – 186.
- Hirsch Mathias (1990): *Realer Inzest. Psychodynamik des sexuellen Mißbrauchs in der Familie*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Hirschauer Stefan (1992): Hermaphroditen, Homosexuelle und Geschlechtswechsler – Transsexualität als historisches Projekt. In: Friedemann Pfäfflin, Astrid Junge (Hg.) (1992): aaO. 55 – 94.
- Hirschauer Stefan (1993): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität: Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hirschfeld Magnus (1906): *Geschlechtsübergänge. Mischung männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere. Sexuelle Zwischenstufen*. Leipzig: Malende, Verlag der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene.
- Höfner Claudia (2007): *Gender Vertigo. Eine Verführung*. *INTEGRATIVE THERAPIE* 33, 3, 279 – 298.
- Höfner Claudia, Schigl Brigitte (2012): *Geschlecht und Identität. Implikationen für Beratung und Psychotherapie – gendertheoretische Perspektiven*. In: Hilarion G. Petzold (Hg.) (2012): aaO., 127 – 156.
- Horkheimer Max, Adorno Theodor W. (1947): *Dialektik der Aufklärung*. Amsterdam: Querido.
- Hummel Thomas (2011): *Schwierige Trennung von Mann und Frau*. *SÜDDEUTSCHE ZEITUNG*, Nr. 89, 37.
- Irigaray Luce (1979): *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin: Merve.
- Irigaray Luce (1980): *Speculum: Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Irigaray Luce (1991): *Ethik der sexuellen Differenz*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Isenberg Bo (1991): *Habermas on Foucault Critical Remarks*. *ACTA SOCIOLOGICA* 34, 4, 299 – 308.
- Koselleck Reinhart (1979): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt: Suhrkamp.

- Krafft-Ebing Richard* (1894/2010): *Psychopathia Sexualis*. (Reprint) Memphis Tennessee: General Books.
- Krahl Hans Jürgen* (1971): *Konstitution und Klassenkampf*. Frankfurt: Verlag Neue Kritik.
- Kraß Andreas* (Hg.) (2003): *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. (Queer Studies). Frankfurt: Suhrkamp.
- Kraß Andreas* (2003): *Queer Studies – eine Einführung*. In: *idem* (Hg.) (2003): aaO., 7 – 28.
- Kristeva Julia* (1990): *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kristeva Julia* (2007): *Die neuen Leiden der Seele*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lacan Jacques* (2003): *Die Objektbeziehung. Das Seminar, Buch IV*. Wien, Berlin: Turia & Kant.
- Lacan Jacques* (2006): *Namen-des-Vaters*. Wien, Berlin: Turia & Kant.
- Laqueur Thomas W.* (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt, New York: Campus.
- Laqueur Thomas W.* (2008): *Die einsame Lust. Eine Kulturgeschichte der Selbstbefriedigung*. Berlin: Osburg.
- Lautmann Rüdiger* (2002): *Soziologie der Sexualität: Erotische Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*. Weinheim und München: Juventa.
- Leitner Anton, Schuch Hans Waldemar* (2004): *Lebenszufriedenheit – eine Dimension psychotherapeutischer Prävention. Kritische Einwürfe und empirische Befunde*. *WIENER MEDIZINISCHE WOCHENSCHRIFT*, 23/24, 555 – 563.
- Leitner Anton, Schuch Hans Waldemar, Koschier Alexandra, Höfner Claudia, Enk Barbara* (2009): *Das ärztliche Gespräch im Blickpunkt der Ethik*. *PSYCHOLOGISCHE MEDIZIN* 20, 4, 33 – 40.
- Lempert Joachim, Oelemann Burkhard* (1995): „... dann habe ich zugeschlagen“. *Gewalt gegen Frauen. Auswege aus einem fatalen Kreislauf*. München: dtv.
- Lévinas Emmanuel* (1989): *Die Zeit und der Andere*. Hamburg: Felix Meiner.
- Lévinas Emmanuel* (1999): *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Freiburg, München: Alber.
- Lewandowski Sven* (2004): *Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse*. Bielefeld: transcript.
- Lindhoff Lena* (2003, 2. überarbeitete Auflage): *Einführung in die feministische Literaturtheorie*. Stuttgart: Metzler.
- Link Jürgen* (1999): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann Niklas* (1982): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lyotard Jean-Francois* (1986/2009): *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Wien: PassagenVerlag.
- Maier Corinne* (2007): *Die Entdeckung des Begehrens. Von der Kunst unsere Triebe und Neurosen gelassen zu betrachten*. München: Goldmann.
- Marcus Steven* (1979): *Umkehrung der Moral. Sexualität und Pornographie im viktorianischen England*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Marcuse Herbert* (1969): *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Marquard Odo* (1973): *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Marquard Odo* (1987): *Transzendentaler Idealismus, Romantische Naturphilosophie, Psychoanalyse*. Köln: Dinter.
- Marquard Odo, Stierle Karlheinz* (Hg.) (1979): *Identität*. München: Fink.
- Mayer Hans* (1975): *Außenseiter*. Frankfurt: Suhrkamp.
- McHugh Paul* (2004): *Surgical Sex*. *FIRST THINGS* November 2004. FirstThings.com.
- Merleau-Ponty Maurice* (1945, 1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter.
- Merleau-Ponty Maurice* (1986): *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Fink.
- Merleau-Ponty Maurice* (1994): *Keime der Vernunft. Vorlesungen an der Sorbonne 1949 – 1952*. München: Fink.

- Miller James* (1995): Die Leidenschaften des Michel Foucault. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Moi Toril* (1969): Simone de Beauvoir. Die Psychographie einer Intellektuellen. Frankfurt: S. Fischer.
- Muchembled Robert* (2008): Die Verwandlungen der Lust. Eine Geschichte der abendländischen Sexualität. München: DVA.
- Müller-Pozzi Heinz* (2012): Der Andere und das Objekt. Zur Metapsychologie der frühen Objektbeziehung. *PSYCHE*, 66, 1, 61 – 84.
- Orth Ernst W.* (Hg.) (1986): Studien zur neueren französischen Phänomenologie. Freiburg, München: Alber.
- Orth Ilse* (2007): Genderperspektiven. In: *Johanna Sieper, Ilse Orth, Hans Waldemar Schuch* (Hg.) (2007): aaO., 401 – 405.
- Pfäfflin Friedemann, Junge Astrid* (1992): Geschlechtsumwandlung. Abhandlungen zur Transsexualität. Stuttgart, New York: Schattauer.
- Pechriggl Alice* (2008): Naturrechtliche „Heteronormativität“ vs. Politische Normsetzung. In: *Bartel, R.* et al. (2008): aaO., 25 – 42.
- Peters Kathrin* (2010): Rätselbilder des Geschlechts. Körperwissen und Medialität um 1900. Zürich: diaphanes.
- Petzold Hilarion G.* (2002): *POLYLOGE*: Die Dialogzentrierung in der Psychotherapie Überschreiten. Perspektiven Integrativer Therapie und klinischer Philosophie. www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - *POLYLOGE*: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit – 04/2002, Updating 2005.
- Petzold Hilarion G.* (2003a): Integrative Therapie, 3 Bde. Paderborn. Junfermann.
- Petzold Hilarion G.* (2003b): Aggression. *POLYLOGE*. Eine Internetzeitschrift für Integrative Therapie. 1/2003, 1 – 21.
- Petzold Hilarion G.* (2012): Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie – interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Petzold Hilarion G., Mathias, U.* (1982): Rollenentwicklung und Identität. Von den Anfängen der Rollentheorie zum sozialpsychiatrischen Konzept Morenos. Paderborn: Junfermann.
- Petzold Hilarion G., Sieper Johanna* (Hg.) (1993): Integration und Kreation. 2 Bde. Paderborn: Junfermann.
- Petzold Hilarion G., Orth Ilse* (2011): „Genderintegrität“ als neues Leitparadigma für Supervision und Coaching in vielfältigen Kontexten – ein ko-reflexiver Beitrag zu „Genderkompetenz“. In: *Abdul-Hussein Surur* (2011): Genderkompetente Supervision. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Pinker Steven* (2011): Gewalt – Eine neue Geschichte der Menschheit. Frankfurt: S. Fischer.
- Pohl Rolf* (2004): Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und Abwehr des Weiblichen. Hannover: offizin.
- Quindeau Ilka* (2008): Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Quindeau Ilka, Sigusch Volkmar* (Hg.) (2005): Freud und das Sexuelle. Neue psychoanalytische und sexualwissenschaftliche Perspektiven. Frankfurt: Campus.
- Rauchfleisch Udo* (2012): Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rich Adrienne* (1983): Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: *Schultz Dagmar* (Hg.) (1983): aaO., 138 – 168.
- Richter-Appelt Hertha* (2007): Intersexualität im Wandel. *ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALFORSCHUNG*, 20, 93 – 102.
- Ricœur Paul* (1991): Zeit und Erzählung. Bd. III: Die erzählte Zeit. München: Fink.
- Rohde-Dachser Christa* (1991): Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag.
- Roper Lyndal* (1995): Ödipus und der Teufel. Frankfurt: Fischer.
- Runte Annette* (1996): Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität. München: Wilhelm Fink.

- Sartre Jean Paul* (1962): Das Sein und das Nichts. Reinbek: Rowohlt.
- Sartre Jean Paul* (1965): Die Wörter. Reinbek: Rowohlt.
- Schäffner Wolfgang, Vogl Joseph* (Hg.) (1998): Über Hermaphroditismus. Frankfurt: Suhrkamp.
- Scheffler Sabine* (2009): Patientenverhalten von Frau und Mann als soziales Konstrukt. *INTEGRATIVE THERAPIE* 35, 1, 37 – 49.
- Scheffler Sabina* (2010): ...und sie bewegt sich doch! Entwicklung und Zukunft frauenspezifischer Psychotherapie und Beratung. In: *Traude Ebermann, Julia Fritz* et al. (Hg.) (2010): aaO., 45 – 57.
- Schopenhauer Arthur* (1841/2007): Die beiden Grundprobleme der Ethik: Über die Freiheit des menschlichen Willens. Über das Fundament der Moral. Zürich: Diogenes.
- Schigl Brigitte* (2007): Geschlechtskrankheiten – Geschlechtsgesundheiten. Gender-typische Konstruktionen von Gesundheit und Krankheit. *INTEGRATIVE THERAPIE* 33, 3, 299 -322.
- Schigl Brigitte* (2010): Frauenspezifische/Feministische Arbeit mit Integrativer Gestalttherapie. In *Traude Ebermann, Julia Fritz* et. al. (Hg.) (2010): aaO., 135 – 146.
- Schigl Brigitte* (2012): Psychotherapie und Gender. Konzepte, Forschung, Praxis. Wiesbaden: VS.
- Schnarch David* (2006): Die Psychologie sexueller Leidenschaft. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schnarch David* (2011): Intimität und Verlangen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schnell Rüdiger* (Hg.) (1997): Text und Geschlecht. Mann und Frau in Eheschriften der frühen Neuzeit. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schor Naomi* (1992): Dieser Essentialismus, der keiner ist – Irigaray begreifen. In *Vinken Barbara* (Hg.) (1992): aaO., 219 – 246.
- Schott Heinz* (1985): Zauberspiegel der Seele. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schuch Hans Waldemar* (1983): Formierung psychosozialer Prozesse. Gießen: Fokus.
- Schuch Hans Waldemar* (1988): Psychotherapie zwischen Wertorientierung und Normierung. *INTEGRATIVE THERAPIE* 14, 2/3, 108 – 131.
- Schuch Hans Waldemar* (1990): Über Persönliches im Werk. *INTEGRATIVE THERAPIE* 16, 1/2 , 134 – 152.
- Schuch Hans Waldemar* (2000): Bedeutsame Akzentverschiebungen - Von der Genitaltheorie zur Elastischen Psychoanalyse. *GESTALT* (Schweiz), 39, Oktober 2000, 36 – 51.
- Schuch Hans Waldemar* (2003): Geschichte und Psychotherapie. In: *Anton Leitner* (Hg.) (2003): Entwicklungsdynamiken in der Psychotherapie. Wien: Krammer, 13 – 56.
- Schuch Hans Waldemar* (2006): Freud aus Sicht der Integrativen Therapie. *INTEGRATIVE THERAPIE* 33, 1/2, 115 – 146.
- Schuch Hans Waldemar* (2007): Was bleibt: Leib, Intersubjektivität, Hominität. In: *Johanna Sieper, Hans-Waldemar Schuch, Ilse Orth* (Hg.) (2007): Neue Wege Integrativer Therapie. Bielefeld, Locarno: Sirius, 42 – 61.
- Schuch Hans Waldemar* (2008): Darum Integrative Therapie. *INTEGRATIVE THERAPIE* 34, 3, 179 – 198.
- Schuch Hans Waldemar* (2010): Menschen brauchen Menschen. *PSYCHOTHERAPIEFORUM* 18, 21 – 26.
- Schuch Hans Waldemar* (2011): Bernhard Waldenfels: Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. (Rezension), *JAHRBUCH MUSIKTHERAPIE* 7, 191 - 193.
- Schuch Hans Waldemar* (2012): Kontroverse Identitäten – Disparate Identitäten. Einige kulturtheoretische Anmerkungen zu Integrationsproblemen von Muslimen. In: *Hilarion G. Petzold* (Hg.) (2012): aaO., 191 – 220.
- Schultz Dagmar* (1983): Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Adrienne Rich und Audre Lorde. Berlin: subrosa Frauenverlag.
- Schweizer Katinka, Richter-Appelt Hertha* (Hg.) (2012): Intersexualität kontrovers. Grundlagen, Erfahrungen, Positionen. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Sennett Richard* (2004): Respekt im Zeitalter der Ungleichheit. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.
- Sennett Richard* (2008): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Berlin: btv.

- Sieper Johanna, Orth Ilse, Schuch Hans Waldemar* (Hg.) (2007): *Neue Wege Integrativer Therapie*. Bielefeld: Sirius.
- Sigmund-Wild Irene* (2000): *Anerkennung des Ver-rückten*. Zu Luce Irigarays Entwurf einer Ethik der sexuellen Differenz. Marburg: Tectum-Verlag.
- Sigusch Volkmar* (2005): *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt: Campus.
- Sigusch Volkmar* (2007, 4. überarbeitete und erweiterte Auflage): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart, New York: Thieme.
- Sigusch Volkmar* (2008): *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt: Campus.
- Sigusch Volkmar* (2011): *Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik*. Frankfurt: Campus.
- Sombart Nicolaus* (1995): *Über die schöne Frau. Der männliche Blick auf den weiblichen Körper*. Baden Baden, Zürich: Elster.
- Sorg Eugen* (2011): *Die Lust am Bösen. Warum Gewalt nicht heilbar ist*. München: Nagel & Kimche.
- Steingart Gabor* (2011): *Das Ende der Normalität. Nachruf auf unser Leben, wie es bisher war*. München, Zürich: Pieper.
- Stiegler Barbara* (2010): *Gender Mainstreaming: Fortschritt oder Rückschritt in der Geschlechterpolitik?* In: *Becker Ruth, Kortendiek Beate* (Hg.) (2010): aaO., 933 – 938.
- Strauß Bernhard* (Hg.) (1998): *Psychotherapie der Sexualstörungen*. Stuttgart: Thieme.
- Van Dülmen Richard* (1989): *Die Liebe in der frühen Neuzeit. Historische Aspekte der Emotionalität*. MITTEILUNGEN DER DEUTSCHEN FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT, 3, 14 – 16.
- Vetter Brigitte* (2007): *Sexualität: Störungen, Abweichungen, Transsexualität*. Stuttgart, New York: Schattauer.
- Vetter Brigitte* (2010): *Transidentität – ein unordentliches Phänomen. Wenn das Geschlecht nicht zum Bewusstsein passt*. Bern: Huber.
- Villa Paula-Irene* (2003): *Judith Butler*. Frankfurt: Campus.
- Villa Paula-Irene* (Hg.) (2008): *Schön Normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld: transcript.
- Vinken Barbara* (Hg.) (1992): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Voigt Stefanie, Köhlerschmidt Markus* (2011): *Die philosophische Wollust. Sinnliches von Sokrates bis Sloterdijk*. Frankfurt: Primus Verlag.
- Waldenfels Bernhard* (1986): *Verstreute Vernunft. Zur Philosophie von Michel Foucault*. In: *Orth Ernst W.* (Hg.) (1986): aaO.
- Waldenfels Bernhard* (1990): *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Waldenfels Bernhard* (1997): *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Waldenfels Bernhard* (1998, 2008, erweiterte Ausgabe): *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden 2*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Waldenfels Bernhard* (1999): *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3*. Frankfurt (Suhrkamp).
- Waldenfels Bernhard* (1999): *Vielstimmigkeit der Rede. Studien zur Phänomenologie des Fremden 4*. Frankfurt: Suhrkamp
- Waldenfels Bernhard* (2002): *Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie, Psychoanalyse, Phänomentechnik*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Waldenfels Bernhard* (2006): *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Walter* (2009): *Mein Geheimes Leben. Wolfenbüttel*: Melchior.
- Wehler Hans-Ulrich* (1998): *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*. München: Achim Freudenstein.

- Wehner Herbert* (1976): *Julia Becker, Marie Preuß* (2007): „Wer rausgeht, muss auch wieder reinkommen“. In: Spiegel online: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/flucht-aus-dem-bundestag-wer-rausgeht-muss-auch-wieder-reinkommen-a-507129.html> (23.07.2012). Und <http://www.youtube.com/watch?v=hKdv-7siNNU> (23.07.2012).
- Weidenfeld Nathalie* (2011): Amerika contra Paris. *SÜDDEUTSCHE ZEITUNG*, Nr. 143 vom 24. Juni 2011, 2)
- Weiß Heinz* (2012): Utopien und Dystopien als Orte des seelischen Rückzugs. *PSYCHE* 66, 4, 310 – 330.
- Willems Herbert* (2009): Das Verfahren vor den Heilberufsgewerkschaften. Heidelberg: C.F. Müller.
- Zastrow Volker* (2006a): Gender. Politische Geschlechtsumwandlung. Waltrop, Leipzig: Manuscriptum.
- Zastrow Volker* (2006b): „Gender Mainstreaming“. Der kleine Unterschied. *FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG*, Nr. 208 vom 07. 09. 2006, 8.
- Zeul Mechthild* (1999): Ferenczis Theorie über Weiblichkeit - Einige Anmerkungen. *Psyche*, 53, 5, 477 - 493.
- Ziegler Meinrad* (2008): Einleitung: Heteronormativität und die Verflüssigung des Selbstverständlichen – theoretische Kontexte. In: *Bartel Rainer et al.* (2008): aaO. 13 – 23.

Korrespondenzadresse:

Prof. Dr. Hans Waldemar Schuch M.A.
Donau-Universität Krems
Department für Psychotherapie und Biopsychosoziale Gesundheit

Dr.-Karl-Dorrek-Straße 30
3500 Krems
Österreich

E-Mail-Adresse:

mail@hwschuch.de

Web-Adresse:

www.hwschuch.de

Tadeja Lackner-Naberžnik

Sexuelle Rollenbilder im Märchen – gezeigt am Beispiel des Rotkäppchenmotivs

„Wir, die wir erwachsen sind, brauchen Märchen,
um in der Beklommenheit der Welt, in der wir leben,
den Glauben an das Schöne nicht zu verlieren.“

Svetlana Makarovič (2010¹)

Einleitung

Märchen sorgen in der aktuellen Diskussion für starke Kontroverse. Während die Befürworter von Märchen der Meinung sind, dass sie für die Entwicklung des Kindes förderlich sind, wollen deren Gegner das Märchen gänzlich aus den Kinderzimmern verbannen, mit der Erklärung, die Konfrontation mit Gewalt und Grausamkeit könne Kindern Schaden zufügen. Zudem lassen Märchen eine strenge Aufteilung der Geschlechterrollen und Rollenerwartungen sichtbar werden, in denen sich patriarchale Strukturen spiegeln und über die verborgene Ideologien transportiert werden. Sind Märchen den heutigen Kindern noch zumutbar?

Doch was meinen wir, wenn wir Märchen sagen? Was wird landläufig unter Märchen verstanden? Märchen haben eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich, die lange vor den Brüdern *Grimm* begonnen hat und die auch heute noch nicht zu Ende ist. Sie sind ein Spiegel der jeweiligen Gesellschaft, in der sie entstanden sind.

Im vorliegenden Beitrag möchte ich die Bedeutung und Rolle, die Märchen auf Kinder, Erwachsene und auf das Kollektiv ausüben, ihre verborgenen Sinngehalte und ihren symbolischen Wert näher beleuchten. Dabei kommen kulturanthropologische, pädagogische, psychologische und psychoanalytische Aspekte zum Tragen. Im Zentrum meiner Überlegungen steht das Rotkäppchenmotiv und seine Genesis – wobei der Bogen von den antiken Mythen über die Märchenbearbeitungen von *Charles Perrault* und den Brüdern *Jacob* und *Wilhelm Grimm* bis nach Slowenien, wo die Autorinnen *Svetlana Makarovič* und *Kaja Kosmač* das ursprüngliche Rotkäppchen im düsteren Gewand wiederauferstehen ließen, gespannt werden soll. Ihr zeitgenössisches Kunstmärchen in slowenischer Sprache *Rdeče Jabolko (Der Rote Apfel)* (*Makarovič, Kosmač* 2008) dient als Gegenstand und Grundlage dieser Erörterung. Das moderne Kurzmärchen der Autorinnen *Svetlana Makarovič* und *Kaja Kosmač* verweist intertextuell auf das Motiv des *Rotkäppchens*.²

¹ *Svetlana Makarovič* (2010) in einem slowenischen Interview.

² Verzeichnet im Aarne-Thompson-Index unter dem Märchentyp AT 333 (*Hans Jörg Uther* 2004, 224)

Vor dem Hintergrund des Sozialisierungsprozesses soll deutlich gemacht werden, wie Märchen bewusst als Erziehungsmittel eingesetzt wurden und damit auf subtile Weise die Rollenbilder der Frauen und Männer mit determinierten Zuschreibungen belegten. Dabei fehlt es weder an Gewaltszenen noch an sexuellen Konnotationen und Allusionen.

Mit diesem Beitrag soll ein Nachdenk- und Bewusstwerdungsprozess angeregt werden, wie sehr unser Rollenverständnis und damit auch unser Individuationsprozess durch Märchen geprägt wurde und wird, um uns für deren Tragweite empfindsam zu machen.

Die Entstehungsgeschichte des Rotkäppchenmotivs – von der griechischen Mythologie bis heute

In diesem Rahmen wird das Rotkäppchenmotiv hinsichtlich seiner Entwicklung durch die Jahrhunderte, seiner Anpassung an einzelne Kulturen und seines Einflusses auf den Sozialisierungsprozess und dem damit verbundenen Rollenverständnis betrachtet.

Die Ursprünge des Rotkäppchenmotivs können weit in die Geschichte zurückverfolgt werden und sind in vielen Kulturen zu finden. Im vorliegenden Rahmen nehme ich vorwiegend auf alte, mündlich tradierte französische Quellen aus dem 11. Jh (*Zipes* 1985, 20)³ und die Bearbeitungen des *Rotkäppchens* von *Charles Perrault* (1986) aus dem Jahr 1697 sowie der *Gebrüder Grimm* aus den Jahren 1812-1815 und 1857 Bezug.

Das Märchen vom *Rotkäppchen* liest sich wie eine Endlosgeschichte vom Zivilisationsprozess und von der Rolle der Frau im Wandel der Zeit, sagt *Jack Zipes*, Prof. Emeritus für vergleichende Literatur in Minnesota, einer der weltführenden Märchenforscher und Verfasser des Buches *Rotkäppchens Lust und Leid* (*Zipes* 1985).

Einzelnen Elementen des Rotkäppchenmotivs begegnen wir bereits in der frühen griechischen Mythologie, z.B. im Mythos vom Kronos, der aus Furcht vor der Entmannung und dem Machtverlust die eigenen Kinder verschlang. Den jüngsten Sohn Zeus aber konnte seine Frau Rhea retten. Sie versteckte ihn und reichte dem Vater stattdessen einen in Windeln gewickelten Stein. Der Betrug blieb unbemerkt, und so gelang es Zeus später, seinen Vater zu überwältigen, worauf Kronos erst den Stein und dann seine verschlungenen Kinder ausspöte.

Ein weiteres Beispiel aus der Mythologie ist die wahnsinnig gewordene Lamia, Königin von Libyen und eine Geliebte des Zeus, die aus Trauer und Zorn über den Verlust ihres Kindes ihr Haupt in ein Schlangenhaupt verwandelte und begann, in

³ „Die Geschichte von der Großmutter“ (rekonstruiert von *Paul Delarue*).

einer Art Rachezug die Kinder anderer Mütter zu töten, zu häuten, zu zerstückeln und zu essen.

In Westeuropa tauchten die ersten uns bekannten Volksmärchen im 11. Jh. auf, die sich damals auf dem Wege der mündlichen Überlieferung in unterschiedlichen Abwandlungen unter der ländlichen Bevölkerung ausgebreitet haben – darunter auch die Ahnen unseres Rotkäppchens. Diese Märchen dienten den Erwachsenen der damaligen Unterschicht zur Unterhaltung und Erheiterung und waren ursprünglich nicht für Kinder bestimmt, ebenso wenig wurden diese aber von der Unterhaltung ferngehalten. Was auch daran gelegen sein mag, dass sich die Existenz der Kindheit als eigener Entwicklungsabschnitt erst einige Jahrhunderte später im Bewusstsein der Gesellschaft verankerte.

Wollen wir hier die These, dass Märchen im Entwicklungsprozess des Kindes eine fördernde Rolle spielen, kritisch hinterfragen. Es wird in weiterer Folge ersichtlich, dass diese durch die in ihr enthaltenen Erziehungsvorbilder und Ideologievermittlungen keineswegs harmlos sind, auf der Ebene der Psyche hingegen als symbolische Spiegelungen innerer Vorgänge und Nöte erlösende Wirkung zeigen. Märchen haben einen unterhaltenden und/oder belehrenden Charakter und sind am Ende oftmals mit einer Moral versehen. Viele Märchen, wie auch das *Rotkäppchen* in der bekannten grimmschen Version tragen in sich die Absicht, zu sozialisieren und zu moralisieren: „Sei brav, geh nicht vom Weg ab, hör auf deine Mutter...“. Doch behindere diese laut *Bettelheim* den eigenen Individuationsprozess, der von uns erfordert, die Bindung zu unseren Eltern zu lösen und uns mit allen unseren Persönlichkeitsaspekten zu konfrontieren, anstatt sie zu verdrängen (*von Franz* 1986, 87).

Volksmärchen sprechen in symbolischer oder metaphorischer Weise von Sexualität und Gewalt und können bei den - vor allem kindlichen - LeserInnen/ HörerInnen - Angst und Schrecken auslösen. Doch gerade dieses aristotelische kathartische Durchleben von Jammer und Schauer, von Mitleid und Furcht fasziniert Kinder, denn das Märchen weist Wege aus der Ausweglosigkeit und verspricht somit einen „glücklichen“ Ausgang (*Bettelheim* 1985, 49/12,15, 35). Kindern ist die Symbolsprache alles andere als fremd und kann ihre Phantasie beflügeln.

Bruno Bettelheims Interesse an den Märchen galt vor allem den verborgenen Bedeutungen, unbewussten Motiven und psychischen Wirkungsweisen. Für ihn haben Märchen an sich initiatorischen Charakter, da deren Mehrzahl als zentrales Thema die innere Transformation der Heldin/des Helden, bzw. den Übergang zu einer höheren Entwicklungsstufe behandeln. Auf diese Weise tragen Märchen laut *Bettelheim* zum Verständnis unseres Selbst und unserer Welt bei (*ibid.*, 79).

Marie-Louise von Franz stellt die These auf, dass Märchen bei Kindern die Entwicklung ihres Ichs fördern (vgl. *von Franz* 1986). Diese Annahme wird durch Untersuchungsergebnisse der Kinderpsychologie gestützt, dass in den ersten etwa

zwanzig Jahren die Haupttendenz des Unbewussten dahin geht, einen starken Ich-Komplex aufzubauen, und sich die meisten frühen Schwierigkeiten in der Jugend durch Störungen dieses Prozesses ergeben – sei es durch den negativen Einfluss des sozialen Umfeldes, durch traumatische Erlebnisse oder andere Behinderungen. Hier können Märchen bei der Verarbeitung unbewusster Konflikte eine hilfreiche Rolle spielen.

Von Franz führt weiter aus, Märchen seien der reinste und einfachste Ausdruck kollektiv-unbewusster psychischer Prozesse. Sie stellen Archetypen und archetypische Bilder in ihrer reinsten Form dar, die uns in dieser Gestalt die besten Hinweise zum Verständnis der Prozesse, die in der kollektiven Psyche vor sich gehen, gewährten (*ibid.*, 11).

Märchen beginnen oft mit den Worten „*Es war einmal...*“ oder mit einer Formel wie „*Hinter den sieben Bergen...*“. Gerade durch diese Worte werden bei den ZuhörerInnen/ LeserInnen Assoziationen in eine Raum- und Zeitlosigkeit, ins Nirgendwo des kollektiven Unbewussten geweckt. Doch weil ein Märchen uns weit in die Kindheitstraumwelt des kollektiven Unbewussten entführt, wo man nicht bleiben darf, müssen wir aus unserer Märchenwelt wieder herausgeholt werden, etwa mit den Worten: „...und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“ (*ibid.*, 30ff) – oder wie dies bei den Autorinnen im *Roten Apfel* zu lesen ist: „...und vielleicht wird er in gute Hände gelangen. Oder auch nicht“ (*Makarovič, Kosmač* 2008⁴).

Im Folgenden soll die Entwicklung des Rotkäppchenmotivs nachgezeichnet und anhand der Mädchen-Wolf-Konstellation das sich verändernde Rollenbild der Geschlechter und insbesondere der Frau näher betrachtet werden.

Die Ursprünge der Grundelemente unseres Volksmärchens sind vor allem in Frankreich, Tirol und Norditalien im späten Mittelalter zu suchen (*Zipes* 1985, 18). Sogenannte Warn- oder Schreckmärchen, wie z.B. die Aberglauben-Märchen von Werwölfen, waren im Frankreich des 15., 16. und 17. Jahrhunderts stark verbreitet. Gleichzeitig weiß man um zahlreiche Gerichtsverfahren gegen Männer, die den Hexenprozessen dieser Zeit um nichts nachstanden, in denen sie beschuldigt wurden, Werwölfe zu sein und Kinder zu fressen (*ibid.*). Auch aus den französischen Motivbearbeitungen, die von *Marianne Rumpf* und *Paul Delarue* gesammelt wurden, geht hervor, dass es sich beim Wolf im Märchen ursprünglich wahrscheinlich um den Werwolf handelte (*Ritz* 2006, 8).

Warn- und Schreckmärchen hatten zum Ziel, von den tatsächlichen Gefahren und Ereignissen der damaligen Zeit, die von Armut, Krankheiten, gewaltsamen Übergriffen und Hungersnöten heimgesucht wurde, zu erzählen, aufzuklären und zu warnen. Und sie waren keinesfalls an Kindern adressiert.

⁴ Übersetzung der Autorin *Tadeja Lackner-Naberžnik*

Im Gegenteil, die Märchen waren vor allem der Unterhaltung und dem Vergnügen der Erwachsenen gewidmet, deshalb fehlte es in ihnen nicht an tabuisierter Sexualität, gewaltsamen Szenen, Tod und grobem Humor, an grausamen und blutrünstigen Motiven.

In einer der frühen deutschen Übersetzungen französischer Märchen, in der *Geschichte von der Großmutter* (Tegetthof 1923) finden sich kannibalistische Elemente, die auch im Märchen *Der Rote Apfel* aufgegriffen wurden. Dort heißt es, dass das Mädchen, bevor es vom Wolf verschlungen wird, in seiner Naivität vom angebotenen Fleisch der Großmutter isst und ihr Blut trinkt, was sowohl wörtlich (im kannibalistischen Sinne) als auch im übertragenen Sinn (Erfahrungstransfer von der Großmutter auf die Enkelin) verstanden werden kann.

Anselmo Calvetti (1975) sucht die Kannibalismen von einer italienischen Variante ausgehend zu erklären. Dabei zieht er die Verbindung zu uralten Initiationsriten aus der Frühgeschichte der Menschheit, die mit beginnender Pubertät abgehalten wurden und durch die die Jugendlichen die volle Stammeszugehörigkeit erworben haben. Bei diesen Riten starben die Jugendlichen einen symbolischen Tod, um als neue Menschen wieder aufzuerstehen. Zu diesem Zweck trat ein Tierungeheuer ins Geschehen, das sie in einer symbolischen Handlung verschlang. Danach mussten sie für einige Zeit im Bauch des wilden Tieres bleiben, bevor sie neugeboren wieder ans Tageslicht traten. Diese Rituale wurden mitten im Wald gefeiert, verbunden mit körperlichen Torturen und kannibalischen Akten. Das Ungeheuer verkörperte das Totemtier eines Klangs, während die kannibalistischen Elemente die mythische Identität mit den Ahnen herstellten. Im Märchen vom Rotkäppchen werden diese durch die Großmutter repräsentiert.

Das Frage – und Antwortspiel zwischen dem Wolf und dem Mädchen, das in nahezu allen Rotkäppchenversionen vorkommt, könnte *Calvetti* zufolge als liturgisches Dialogritual und Teil der magischen Zeremonie verstanden werden – wer durch Beschwörungsformeln die großen Füße, die Hände, die Augen, die Zähne u.ä. bestaunt und anbetet, kann sich deren Eigenschaften und magische Kraft aneignen und sie bei der Jagd nutzbringend anwenden (vgl. *Ritz* 2006, 10f).

Wenn wir die Entwicklung des Rotkäppchenmotivs bzw. deren erhalten gebliebene Grundelemente in der mündlichen Tradition (wie in der „Geschichte von der Großmutter“) genauer analysieren, so sind wir dort nicht mit einem naiven Mädchen konfrontiert, wie wir es aus *Grimms* Märchen kennen, die dem Wolf ahnungslos den Weg zu Großmutterns Haus schildert. Scharfsinnig überlistet es den Wolf und bringt sich selbst und die Großmutter in Sicherheit. Ohne Hilfe von Omi, Jägern oder Vätern (vgl. *ibid.*, 34). Daraus geht klar hervor, dass das Volksmärchen den Reifeprozess eines Bauernmädchens feierte, wie die französische Sozialanthropologin *Yvonne Verdier* (1982) in ihrem Buch *Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf* nachgewiesen hatte. Darin betont sie auch die Tatsache, dass Frauen einander das Wissen um den Zeugungsprozess

und andere körperliche Fähigkeiten vermittelten. Dieses Aneignen von Fähigkeiten im Märchen erinnert an bestimmte Entwicklungsprozesse in treffender Reihenfolge – die Arbeit mit Nähnadeln ist als Metapher für die Pubertät, das Kochen für die Zeugung, und das Waschen für die Geburt zu verstehen. Dies sind Funktionen, die erneut die Autonomie von Frauen sowie ihre Fähigkeit, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, hervorheben. Sie beziehen sich auf ein Wissen, die Frauen als Trägerinnen des kulturellen Erbes in einer traditionellen Gesellschaft innehaben (vgl. *Verdier* 1982, 40ff). So sind die Hinweise auf Nähnadeln und Stecknadeln mit einer Nählehre verbunden und kündigten auch die Pubertät und die Einweihung in die Gesellschaft an (vgl. *Zipes* 1985, 23).

Ungeachtet dessen, ob es sich um ein Initiations- oder Warnmärchen handelt, in der *Geschichte von der Großmutter* geht es um eine feministische Variante, begründet auf der Selbständigkeit und nicht Submission der Protagonistin, wie sie später bei *Perrault* und *Grimm* dargestellt wurde (vgl. *ibid.*, 24).

Kurze Inhaltsangabe des Märchens *Der Rote Apfel*

Wie bereits erwähnt, ist der Text *Der Rote Apfel* ein modernes Kunstmärchen, deren literarische Schlüsselfigur dem *Rotkäppchen* aus der mündlichen Überlieferung des Volksmärchens entlehnt ist. Und dies nicht zufällig.

Während die Märchen bei *Perrault* oder den Gebrüdern *Grimm* meist auf eine moralisierende Pointe hinauslaufen, wollen die Autorinnen *S. Makarovič* und *K. Kosmač* mit ihrem modernen Kunstmärchen *Der Rote Apfel* das Augenmerk auf die ursprüngliche Kraft der tradierten Texte lenken, die auf intertextuellem Wege die innere Entwicklung des Kindes/Menschen fördern. Dazu greifen sie auch vorzugsweise die Motive aus der mündlichen Überlieferung auf, wie sie auch in der *Geschichte von der Großmutter* aufzufinden sind.

Zum besseren Verständnis und nicht zuletzt wegen der Parallelen zu dieser Geschichte aus der mündlichen Tradition möchte ich an dieser Stelle in wesentlichen Zügen den Inhalt des Märchens *Der Rote Apfel* wiedergeben. Ich gehe davon aus, dass die Geschichte vom *Rotkäppchen* in der Ausführung der Gebrüder *Grimm* mehr oder weniger allen bekannt ist.

Das moderne Kunstmärchen *Der Rote Apfel* ist ein eher düsterer und schwerer verdaulicher Text. Es erzählt von einem Mädchen ohne Namen, das bei bösen Menschen aufwächst, die ihm ein Kleid aus Eisen anlegen, und ihm einschärfen, dass es seine Mutter erst besuchen dürfe, wenn dieses Kleid abgetragen sein wird. Die Mutter sei die einzige, die ihm einen Namen geben könne. Als das Kleid nach langem Wetzen endlich entzwei springt, macht sich das Mädchen auf den Weg. In seinem Bündel trägt es Brot, Butter und einen weißen Apfel als Geschenk für seine Mutter. Unterwegs überquert es den Fluss Giordano (es gibt ihm dafür das Brot),

durchschreitet das Tor Rastiella (zum Dank schmiert es dessen Scharniere mit Butter ein), um dann auf den bösen Wolf zu treffen.



Abb. 1: Illustration von *Kaja Kosmač* (*Makarovič, Kosmač* 2008)

Als der Wolf das Ziel seiner Reise erfährt, macht er sich auf dem kürzeren *Weg der Nähnadeln* davon, während das Mädchen den längeren *Weg der Stecknadeln* wählt (auf die Symbolik wird in späterem Verlauf klärend eingegangen). Als es das Haus der Mutter erreicht, befiehlt ihm der dem Mädchen zugekommene Wolf, mit den weißen Knochen der Mutter Feuer zu machen, das von ihr übriggebliebene Fleisch zu essen und von ihrem Blut zu trinken.



Abb. 2: Illustration von *Kaja Kosmač* (*Makarovič, Kosmač* 2008)

Es wird von der Schlange, der Katze und vom Vogel gewarnt, doch es hört nicht auf sie. Der weiße Apfel, den das Mädchen aufs Fensterbrett gelegt hatte, versinnbildlicht den Parallelismus des Geschehens und rötet sich mehr und mehr. Als das Mädchen zum Wolf ins Bett steigt, gibt er ihm einen Namen und erhält so Macht über dieses: „Du sollst Roter Apfel heißen.“ Es folgt das bekannte Frage- und Antwortspiel zwischen dem Wolf und dem Mädchen, der es zuletzt frisst. Der rote Apfel am Fensterbrett aber springt vom Fensterbrett herunter und flieht, das Tor Rastrella öffnet sich ihm, die Wasser des Flusses Giordano teilen sich – und er rollt davon. Das Märchen endet mit den Worten: „...und wer weiß, vielleicht wird er in gute Hände gelangen. Oder auch nicht“ (*Makarovič, Kosmač* 2008).

***Petit chaperon rouge* von Charles Perrault**

Die mündliche Tradition wies viele Varianten des Rotkäppchens auf. Während es in der Urversion noch ein kluges Bauernmädchen repräsentiert, das sich mit Mut und List selbst zu helfen weiß und dem männlichen Wolf-Verführer noch aus eigener Kraft entfliehen kann, verliert sich spätestens mit der ersten Niederschrift jede Spur von seinem Selbstbewusstsein und seiner Selbständigkeit. Der Wolf als Repräsentant der rauen Männlichkeit triumphiert, und so endet auch die erste Niederschrift dieses Motivs, *Petit chaperon rouge*. Diese erste und älteste bekannte Niederschrift des Märchens *Rotkäppchen* veröffentlichte der französische Schriftsteller *Charles Perrault* 1697 im Rahmen einer Sammlung von acht Märchen - *Histoires ou Contes du temps passé. Avec*

des moralités unter dem Titel *Petit chaperon rouge*. Perrault widmete seine Märchen eigentlich den Kindern am Hof von Versailles und hatte sie aus Rücksicht auf deren zarte Gefühle von allen vulgären und kannibalistischen Elementen gesäubert. Sein ausdrückliches Ziel war, einen klaren Beitrag zur Festigung von Geschlechtsbildern zu leisten (Fabritius 2010, 66), der eindeutig zu Ungunsten der Frau ausfiel. Sein Publikum sollten aber auch die Erwachsenen der gebildeten und somit „reinen“ Oberschicht sein, indem er versuchte, sich durch die Ironie seiner Erzählungen an die erotische und spielerische Seite der erwachsenen Leserinnen und Leser zu wenden (Zipes 1985, 24f). Damit spielte er an das Ausleben sexueller Phantasien Erwachsener der damaligen französischen Salons gegen Ende des 17. Jhs. an, deren vorrangiges Ziel nicht die Aufforderung zur Selbständigkeit der Protagonistin gewesen war.

Charles Perrault hat in seiner Version das Märchen und damit das Rotkäppchen zivilisiert, pädagogisiert und es für die junge Hörerschaft der damaligen aristokratischen Kinderzimmer adaptiert. Er erkannte die erzieherische Macht von Märchen und entfernte auch alle offensichtlichen Elemente von Gewalt, Erotik und Sündhaftigkeit. Im Vorwort zu seiner Märchensammlung sagt er,

„/.../ dass die heitere Erzählung, die ihre Hülle [der Moral] abgibt, nur die Aufgabe hat, sie auf angenehme Weise in ihren Geist hineinzugeleiten, auf eine Weise, die zugleich Belehrung und Unterhaltung bietet. /.../ Wie nichtig und eigentümlich all diese Erzählungen in ihrem Inhalt auch sein mögen, so erwecken sie bei den Kindern doch ganz sicher den Wunsch, denen zu gleichen, die sie glücklich werden sehen, beziehungsweise die Angst vor dem Unglück, das die anderen durch ihre Schlechtigkeit trifft. Muß man da nicht die Väter und die Mütter loben, die, solange ihre Kinder noch nicht imstande sind, an echten und ungeschminkten Wahrheiten Gefallen zu finden, sie diese lieben lehren, sie sozusagen schlucken lassen, indem sie sie in nette und der Unvollkommenheit ihres Alters angemessene Erzählungen verpacken? /.../ Das sind Samen, die zunächst lediglich Freude oder Traurigkeit bewirken, aus denen jedoch unfehlbar rechtschaffene Neigungen erwachsen werden. /.../ Und was mir an seiner schlichten Anmut noch gefällt, ist, daß es Unterhaltung und Vergnügen bringt, ohne daß Mutter, Gatte oder Beichtvater irgendein Fehl darin entdecken könnten“ (Perrault 1986, 5ff).“

Mit Horaz Worten – *dolce et utile*. Am Ende fügt Perrault eine Schlussmoral in Versen hinzu, in der er vor allem die jungen Mädchen vor den schlechten Absichten der Verführer warnt, wobei er keinen Zweifel darüber lässt, wie das Märchen zu interpretieren sei.

„Hier sieht man, daß kleine Kinder, zumal junge Mädchen, wenn sie hübsch sind, fein und nett, sehr schlecht daran tun, jedwem Gehör zu schenken, denn dann nimmt es nicht Wunder, daß der Wolf so viele von ihnen frißt. Ich sage *der Wolf*, weil nicht alle Wölfe von der gleichen Art sind. Da gibt es solche, die kein Aufsehen erregen und sich zuvorkommend, liebenswürdig und brav zeigen. Ganz zahm und gefällig folgen sie den jungen Damen in ihre Häuser und ihre Gemächer – doch ach! Wer weiß es nicht, daß die sanften Wölfe unter den Wölfen die allergefährlichsten sind“ (*ibid.*, 73).“

Perrault war auch der erste, der dem Mädchen ein rotes Käppchen aufsetzte, durch das es im gesamten europäischen Raum Berühmtheit erlangte und Stoff für die abenteuerlichsten Interpretationen bot.

Durch seine Märchen konnte er im vollen Bewusstsein Einfluss auf die Gestaltung moralischer Verhaltensregeln nehmen und sie mitgestalten und bediente sich dabei des warnenden/drohenden Zeigefingers als Mittel zur Sozialisierung. In seiner Rotkäppchenversion werden weibliche Duldsamkeit und Unwissenheit als Eigenschaften dargestellt, durch die sich eine Frau besonders auszuzeichnen vermag. Alle acht Märchen enthalten eine Moral und Regeln über die weibliche Sittsamkeit sowie die Folgen bei deren Verletzung.

Diese scheinbar an Kinder gerichteten Märchen mit harmlos infantilem Wortlaut enthalten in ihrem Kontext zweifellos auch sexuelle Allusionen, durch die der erwachsene Zuhörer angesprochen wird. An dieser Stelle sei auf ein interessantes Detail in der französischen Umgangssprache hingewiesen: Die Redewendung – *elle a vu le loup* (sie hat den Wolf gesehen) – hat noch heute die Bedeutung, die Unschuld zu verlieren (*WordReference* 2012). Die Schlussfolgerung, dass dieses Märchen in seiner Doppeldeutigkeit auch von Vergewaltigung spricht, ist naheliegend. Nach Meinung von *Jack Zipes* wird im Märchen *Rotkäppchen* in der Bearbeitung *Perraults* und der Gebrüder *Grimm* die Vergewaltigung geradezu legalisiert.

Philippe Ariès (2011) hat in seiner *Geschichte der Kindheit* schlüssig dargelegt, dass sich in Europa das Bewusstsein von der Existenz der Kindheit an sich, die bis dahin keine oder eine nur geringe Rolle spielte, erst gegen Ende des 16. Jhs. und im Laufe des 17. und 18. Jhs. entwickelte und festigte. Dies war die Voraussetzung dafür, dass unter anderem eine unabhängige Kinderliteratur allein zum Zweck der Zivilisierung und zur Unterwerfung unter die strengen Normen der Klassenmoral entstehen konnte. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass der Charakter des kleinen Mädchens in *Perraults* literarischem Märchen völlig verschieden ist von dem in der mündlichen Tradition. Das „Bauernmädchen“ ist furchtlos, aufrichtig und schlau dargestellt, der Umgang mit Sexualität, Nacktheit und den Körperbedürfnissen entbehrt jeglicher falscher Prüderie; es wird auf erzählerische Weise auf seine Aufgaben und seine Rolle als Frau vorbereitet. *Perraults* Rotkäppchen hingegen ist niedlich, verwöhnt, naiv und hilflos (*Zipes* 1985, 25).

Marc Soriano, wie er von *Zipes* zitiert wird, betont ebenso Elemente der unabhängigen mündlichen Tradition, die „fortbestehen...: das Motiv der Grausamkeit – wahrscheinlich eine Reflektion der 'primitiven Struktur' - das Motiv des Bluts und Fleisches der Großmutter, die im Brotkasten sind und die das kleine Mädchen essen soll, das Motiv des 'vertrauten Tieres' - eine Katze oder ein Vogel (oder eine mysteriöse Stimme), die das Kind darüber informieren, was es gerade isst; die Episode des Entkleidungs-Rituals, eine Art Rotkäppchen-Striptease, das jedes Mal, wenn es ein Kleidungsstück ablegt, den Wolf fragt, wohin es dieses legen soll, was zu einer zweideutigen oder offen-drohenden Antwort

des grausamen Tieres führt; und als letztes das 'happy end' einer besonderen Kategorie dieser Erzählsituation, die auf einem obszönen Nebenton basiert – der 'Fesseln, die gelockert werden': das kleine Mädchen tut so, als ob es dringend aufs Klo müsste, ein Vorwand, um vor dem Monster fliehen zu können“ (Soriano 1969, 27-28).

Perraults Vorstellung von ehrbaren weiblichen Eigenschaften muss vor dem Hintergrund der Sozialisierungsprozesse seiner Zeit gegen Ende des 17. Jhs. gesehen werden. Die literarische Sozialisation wurde von der französischen Bourgeoisie als Möglichkeit zur Verbreitung ihrer Werte und Interessen verwendet. Im *Rotkäppchen* finden sich Projektionen männlicher Phantasien und *Perraults* persönliche Vorurteile, wonach sich die Frau ihrem Mann völlig unterwerfen und ihre Eigenständigkeit aufgeben sollte (Zipes 1985, 33). Dies bringt *Perrault* in der Schlussmoral zum Märchen *Griseldis* besonders deutlich zum Ausdruck:

„Anders ist es da mit der Moral der *Griseldis*. Sie bringt die Frauen dazu, ihre Ehemänner zu ertragen; sie macht deutlich, daß es keinen noch so grausamen oder unangenehmen Mann gibt, mit dem eine tugendhafte Frau nicht mit aller Geduld zu Rande käme (*Perrault* 1985, 7).“

Seine Märchenheldinnen werden hübsch, loyal, hausfraulich, bescheiden und fügsam, und manchmal ein wenig dumm dargestellt, zitiert Zipes *Lilyane Mourey* aus ihrer *Introduccion aux contes de Grimm et Perrault*. Intelligenz und weibliche Koketterie könnte dem männlichen Prinzip gefährlich werden. In seiner Vorstellung wie in der Vorstellung vieler Männer und leider auch Frauen ist Schönheit ein Attribut der Frauen – Intelligenz hingegen ein Attribut der Männer (Zipes 1985, 33). Nichtsdestotrotz schreibt der Kulturhistoriker *Robert Darnton Charles Perrault* eine außerordentlich bedeutsame Rolle zu. Seiner Meinung nach stellt er ein Bindeglied zwischen zwei scheinbar voneinander getrennten Welten der Elite- und der Volkskultur dar.

Perraults Märchen übten auf die deutschen Sprachwissenschaftler und Märchensammler *Jakob* und *Wilhelm Grimm* einen starken Einfluss aus. Dessen Niederschrift und nicht, wie man fälschlicherweise vielleicht vermuten würde, die Volksüberlieferung, können auch als ihre wichtigste Bezugsquelle betrachtet werden. Die Sammlung der acht Märchen *Contes des Fees* wurde bereits im Jahre 1729 von *Robert Samber* ins Englische übertragen und veröffentlicht. Dort wurde *das Rotkäppchen* unter dem Namen *Little Red Riding Hood* bekannt, während es in Italien den Namen *El cappelin rosso* erhielt. Die erste Übersetzung ins Deutsche wurde von *Friedrich Justin Bertuch* vorgenommen und wurde im Jahre 1790 in *Der blauen Bibliothek aller Nationen* herausgegeben.

Das Rotkäppchen der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm

Jack Zipes zufolge war *Perraults* Version für die Brüder *Grimm* immer noch zu grausam, die sexuellen Aspekte zu sehr betont und das Ende zu tragisch, deshalb fanden sie es für notwendig, im Zuge des bürgerlichen Sozialisierungsprozesses des 19.

Jhs. das Märchen nochmals zu reinigen und zu bearbeiten, um den Idealen und Sittenvorstellungen des aufsteigenden Biedermeier und der viktorianischen Epoche zu entsprechen (Zipes 1985, 34). Von der Erzählstimme des Volkes ist nicht mehr viel übriggeblieben. In ihrer überarbeiteten Version bekam das *Märchen vom Rotkäppchen* ein glückliches Ende, und zwar in zwei unterschiedlichen Fassungen. Die allgemein bekanntere Version, die ihnen von *Jeannete Hassenpflug* zugetragen sein sollte, wurde im ersten Buch der *Kinder- und Hausmärchen* 1812-1815 veröffentlicht, die zweite, die eine Fortsetzung der ersteren ist und in der der Wolf von Rotkäppchen und der Großmutter überwältigt wird, wurde ihnen von ihrer Schwester *Marie Hassenpflug* erzählt und in der zweiten Ausgabe derselben im Jahre 1857 herausgegeben. Die beiden Schwestern dienten auch als Quelle für andere Märchen im ersten Buch der *Kinder- und Hausmärchen*. Während des 19. Jhs. blieb Rotkäppchen auch in den Versionen anderer AutorInnen meist naiv und ohnmächtig, wie es dem Frauenbild der damaligen Zeit entsprach. In Deutschland wurde es zusätzlich verniedlicht und christianisiert, um es den Kindern noch zugänglicher zu machen (Zipes 1985, 35).

Die Brüder *Grimm* haben das Märchen absichtlich auf diese Weise adaptiert, geglättet und mit pädagogischen Ermahnungen aufgefüllt, wie aus einer Vorrede von *Wilhelm Grimm* und seinen zahlreichen Randbemerkungen ersichtlich ist. Darin schreibt er, dass jeder Ausdruck, der dem Kindesalter nicht entspreche, sorgfältig zu löschen ist (Ritz 2006, 24). Dabei fällt auf, dass jegliche sexuell anmutende Formulierung getilgt wurde, dafür aber die grausamen Gewaltszenen, zwar mit beschönigenden Worten, jedoch umso ausladender geschildert wurden. Ihre Ideologie wird nicht mehr aufrichtig, sondern verschleiert und subtil transportiert. *Hans Ritz*, freier deutscher wissenschaftlicher Schriftsteller und Märchenerzähler, schildert im humoresk-ironischen Stil, wie die Szene, in der sich das Rotkäppchen auszieht und zum Wolf ins Bett schlüpft, schlichtweg gestrichen wurde, dafür musste sich der Wolf in die Kleider der Großmutter zwingen, sonst wäre er Rotkäppchen gegenüber nackt gewesen – und derlei französische Unsittlichkeit konnte man den deutschen Kindern nicht zumuten (*ibid.*, 24).

Das Rotkäppchen der Gebrüder *Grimm* ist ein typisches Warnmärchen mit dem charakteristischen Muster des Verbots und dessen Nicht-Einhaltens. Das Gute wird belohnt, das Böse bestraft. Verbot und Versprechen sind in der Anfangsszene zentral, und in den Schlussworten kommt die starke Pädagogisierung des Märchens erneut zum Ausdruck – das Rotkäppchen denkt im Stillen, dass es nie wieder vom Weg abweichen wird.... Auf diese Weise haben die Autoren dem Märchen eine innere Moral eingegeben, die nicht mehr wie bei *Perrault* am Ende hinzugefügt wurde, und somit eine innerlich akzeptierte, in den Text integrierte Norm wird (*ibid.*, 29). Für *Zipes* liegt die folgenschwerste Veränderung jedoch darin, dass das *deutsche* Rotkäppchen zu einem noch naiveren, hilfloseren und niedlicheren Mädchen gemacht wurde, das für seinen Ungehorsam und seine Sinnlichkeit bestraft werden

müsse (Zipes 1985, 35), ihm somit subversiv Mittäterschaft angelastet wird (*ibid.*, 51). Damit gelang es den *Grimm*brüdern, das Leben einer jungen Frau, die sich dem Druck der Konformität beugen, ihre Naivität abschütteln und der Lust auf die schönen Sachen links und rechts entsagen soll, auf Dauer zu formen. Das Kind im Märchen macht selbst den Erziehungsprozess durch, den auch die märchenhörenden Kinder nachvollziehen sollten. Jedoch erstreckt sich der Zeigefingercharakter nur auf die Rahmenhandlung. Die Märchenhandlung selbst ist auf das eigentlich Spannende, die Bettszene, ausgelegt (*ibid.*, 35). Nicht nur *Gustave Doré* ließ sich davon inspirieren. Die doppelbödige Botschaft wird auch in seiner Abb. 3 nicht nur im verklärten Blick des Wolfes deutlich, sondern insbesondere dann, wenn man der Hand Rotkäppchens unter die Bettdecke folgt.



Abb. 3: Illustration von *Gustav Doré* aus dem Märchenbuch *Les Contes de Perrault* (Perrault, Doré et al. 1862) (Zipes 1985, 44); ([http://de.wikipedia.org/wiki/Rotkäppchen](http://de.wikipedia.org/wiki/Rotk%C3%A4ppchen)).

Was früher ein freizügiges Märchen über Sexualität und tatsächlich vorhandene Gefahren in den Wäldern war, wurde bei den Brüdern *Grimm* zu einer verschlüsselten Botschaft über rationalistische Körperbeherrschung. Offene sexuelle Spiele und Begegnungen wurden das ganze 19. Jh. über missbilligt. Mittels Märchen wurde von den Kindern gefordert, ihre Sinnlichkeit zu unterdrücken und sich den Normen der Erwachsenen zu unterwerfen (Zipes 1985, 36).

Man kann *Hans Ritz* ohne weiteres zustimmen, dass die Grausamkeit, die in der Erzählung herrscht, weniger dem Märchen als der Realität der damaligen aber auch der heutigen Welt anzulasten ist, die voll von Gräueltaten, Vergewaltigern, Mördern und Entführern ist. Hier erfüllt sich der Sinn des Satzes – homo homini lupus est – nicht der Wolf ist dem Menschen feind, der Mensch selbst ist des Menschen größter Feind (Ritz 2006, 38f).

Der Rote Apfel von Svetlana Makarovič und Kaja Kosmač

Das moderne Kunstmärchen *Der Rote Apfel* von *S. Makarovič* und *K. Kosmač* stützt sich auf die ältesten Volksüberlieferungen, sowie auf französische Varianten und eine italienische Volksversion, die zwischen 1870 und 1890 niedergeschrieben wurden. Während die Märchen von *Perrault* und den Brüdern *Grimm* einen

Sozialisierungsaspekt mit einer inkludierten Moral aufweisen und damit subversiv die Anpassung an die Gesellschaftsnormen fördern, verfolgen die Autorinnen mit dem Märchen *Der Rote Apfel* die Absicht, den individuellen Reifungsprozess anzuregen, der sich durch das Übernehmen von Verantwortung für die eigenen Handlungen und Entscheidungen auszeichnet. Die ursprüngliche Kraft der Texte wird betont, die auf intertextuelle Weise die innere Entwicklung des Menschen fördern. In Anlehnung an die Volksüberlieferung finden sich hier wie dort Elemente der Initiation, wie Geburt, Namensgebung, Einweihung und Tod. Das Motiv der Namensgebung, was auch als die Suche nach einer neuen Identität verstanden werden kann, ist im Vergleich zu den vorgenannten Varianten das einzig neu hinzugefügte. *Kaja Kosmač* bildliche Textbearbeitung mittels knappster Mittel und der Beschränkung auf hauptsächlich drei Farben – schwarz, weiß und rot – verstärkt das Erfassen der Symbolbotschaften. Auch das Ende ist individuell und unerwartet. Während das Märchen bei *Perrault* ein tragisches und bei den Brüdern *Grimm* ein glückliches Ende hat, haben sich die Autorinnen hier für ein offenes Ende entschieden. Ihre Version stellt einen Versuch dar, den Stoff aus der Volkstradition literarisch neu zu bearbeiten und ihm eine eigene persönliche Handschrift zu verleihen, ihn in Zeiten des Interpretationspluralismus neu zu interpretieren, das mündlich und/oder schriftlich überlieferte kulturelle und gesellschaftliche Erbe zu aktualisieren und es erneut in das kollektive Bewusstsein der heutigen Zeit zu integrieren.

Symbolanalyse

Märchen erzeugen Assoziationen auf eine magische Welt, auf das Land der Psyche – die nur durch eine dünne unsichtbare Wand von der realen Erlebenswelt der Menschen getrennt ist. Dadurch dass unsere Heldin, das Rotkäppchen, von zu Hause weggeht und den Wald betritt, übertritt es die Grenze zwischen der realen und der magischen Welt, die voller Symbole ist (*von Beit* 1952, 21).

Symbole sind immer im Bezug auf ihren zeitlichen Kontext zu sehen, in dem sie den jeweiligen Sozialisierungseinfluss ausübten. So muss die Symbolik in der mittelalterlichen Volksüberlieferung anders interpretiert werden als etwa in den überarbeiteten Volksmärchen der Gebrüder *Grimm* (1812-1815) oder im modernen Kunstmärchen (*Der Rote Apfel*, 2008). Dem Kind wie dem Erwachsenen zeigen Märchen die jeweilige Gesellschaftsstruktur der Zeit auf, in der sie entstanden sind, und tragen zum Verständnis unserer selbst und unserer Welt bei (vgl. *Bettelheim* 1985, 21). *Der Rote Apfel* ist ein Initiationsmärchen, das weniger von der spezifisch weiblichen Initiation, sondern vom Reifungsprozess an sich handelt. Deshalb hat *Kaja Kosmač* das Mädchen bewusst nahezu geschlechtslos dargestellt, sodass es in erster Linie ein Kind und erst dann ein Mädchen ist. Die Bedeutung der Namensgebung (*das Mädchen ohne Namen* erfährt, dass der, von dem es einen Namen erhält, Macht über es bekommt!), des *Weges der Nähadeln* oder *der Stecknadeln*, erschließt sich uns erst

vor dem Hintergrund alter Gebräuche und kultureller Gewohnheiten aus der Zeit ihrer Entstehung.

Auch der Wald an sich stellt einen geheimnisvollen, dunklen „Initiationsraum“ dar, während die rechteckige Hütte den Raum bezeichnet, in dem das Geschehen des Märchens das zentrale Problem – hier die Verführungsszene – berührt (*von Beit* 1952, 22).

Laut *Bettelheim* symbolisiert der undurchdringliche Wald, in dem sich die Heldin oder der Held verirrt und vom Weg abkommt, die dunkle, verborgene, fast undurchdringliche Welt unseres Unbewussten.

Er sagt:

...wir müssen aus eigener Kraft den Weg zu uns selbst finden, und wir betreten den Wald mit einer noch unentwickelten Persönlichkeit; wenn es uns aber gelingt, das Dickicht zu durchdringen, gelangen wir auf eine viel höhere Stufe des Menschseins (Bettelheim 1985, 109).

In zahlreichen europäischen Märchen, so auch im *Rotkäppchen* oder im *Roten Apfel*, verirrt sich die Heldin völlig alleine im tiefen dunklen Wald, wo sie dem Wolf-Werwolf oder der Hexe begegnet. Tierfiguren in Märchen sind symbolische Tiere und als Personifikationen, also Menschen in Tiergestalt, zu verstehen (*von Franz* 1986, 26). So verkörpert der Wolf im *Rotkäppchen* den männlichen Verführer, voll böser Absichten und Schlechtigkeiten, der dem guten, ahnungslosen und unschuldigen Mädchen an Kraft bei weitem überlegen ist, jedoch, wie wir gesehen haben, nicht immer seinem Geist.

Das sich Verirren im Wald bedeutet nicht die Notwendigkeit oder das Bedürfnis, dass uns jemand findet, sondern dass wir uns selber finden, uns selbst nicht zuletzt in unserer Rolle als Frau oder Mann erkennen, indem wir durch den Prozess der Transformation, dem Wesen der Initiation schreiten. Im Kontext der Initiation kann auch das Motiv der Namenssuche und der Wunsch des Mädchens nach einem Namen als symbolische Suche nach einer (neuen) Identität verstanden werden. In diesem Motiv klingt auch der uralte Glaube an die magische Kraft der Worte bzw. der „richtigen Namen“ nach, wie sie z.B. den Teilnehmern an alten indianischen Initiationsriten verliehen wurden.

Rotkäppchen begegnet dem Wolf an einer Wegkreuzung – das heißt an einem Ort, an dem wichtige Entscheidungen getroffen werden. Rotkäppchen wählt *den Weg mit den Stecknadeln*, also den leichteren, sorgloseren Weg. Warum? *Bettelheim* gibt folgende Erklärung: „Unter den Nähfrauen – zur damaligen Zeit war das Nähen noch eine Beschäftigung, die man bei jungen Mädchen voraussetzte – verstand man ohne weiteres, dass etwas mit Stecknadeln zusammenzustecken anstatt es zusammenzunähen, so viel hieß, wie dem Lustprinzip entsprechend zu handeln, wo die Situation erfordert hätte, daß man sich entsprechend dem Realitätsprinzip verhielt“

(Bettelheim 1985, 197). Der Weg der Stecknadeln hingegen ist der Ort der wahren Moral, der von uns fordert, die volle Verantwortung für unsere Taten zu übernehmen. Rotkäppchens Verhalten kann also entsprechend dem Lustprinzip und nicht dem Realitätsprinzip interpretiert werden.

Sowohl der *Fluss Giordano* – im Fluss Jordan als biblisches Motiv bekannt – als auch das *Tor Rastiella* können im Märchen *Der Rote Apfel* als Symbole der Initiation gesehen werden, als Übergang zwischen zwei Welten oder von einer (Entwicklungs-) Phase in die nächste. Das Tor vor dem biblischen Hintergrund betrachtet bedeutet den Durchgang, der ins Leben bzw. in den Abgrund führt; während das erste schmal und eng ist, durch das nur wenige den Weg finden, führt durch das zweite ein breiter Weg, auf dem sich eine große Menschenmenge fortbewegt.

K. Kosmač hat mit ihren Illustrationen die Symbolik der Initiation in sprechende Bilder übertragen und hat sich dabei vor allem auf die Farben Schwarz (als Symbol des Unbewussten und der Gewalt im Motiv des schweren eisernen Gewandes), Weiß (als Symbol der Unschuld im Motiv des weißen Apfels und in den Motiven Kuchen und Butter, die am französischen Hof als privilegierte Leckerbissen galten), und Rot (das rote Käppchen als Symbol der Initiation, Menstruation, der geschlechtlichen Reife – Interpretationen, die sicherlich nicht unumstritten sind) beschränkt. Den roten Apfel hatte sie - da, wie sie sagt, ihn das Mädchen an seiner Brust statt in einem Körbchen trägt - in Form eines Herzens als Symbol der Treue sich selbst und der Wahrheit gegenüber dargestellt.



Abb. 4: Illustration von Kaja Kosmač (*Makarovič, Kosmač* 2008)

Der Wolf frisst den Roten Apfel. Hierin sehen wir einerseits ein Bild für die initiato-rische Transformation, für den Übergang von einer Entwicklungsphase in die näch-ste, wenn die Vergangenheit sozusagen stirbt, andererseits stellt es einen Hinweis auf die Vergewaltigung und den Missbrauch dar. Der Mund kann hier als Grenze zwischen den äußeren Körperteilen (Arme, Beine, Augen, Ohren...) und inneren Organen (der Mund, die weiblichen Sexualorgane) verstanden werden. Und der Rote Apfel wird um seinen Traum von einem schöneren Leben mit einem neuen Namen betrogen. Dem anderen roten Apfel gelingt die Flucht – der Fluss und das Tor ha-ben nicht vergessen, auf wessen Rat ihnen die Gaben zuteilwurden und helfen ihm. Das Motiv des Apfels ist uns ebenso als biblisches Motiv bekannt, das in der Verführung im Paradies eine zentrale Rolle spielt. Aus der griechischen Mythologie ist es uns als Apfel der Zwietracht (Eris-Apfel) bekannt, mit dem Paris unter den Göttinnen Hera, Pallas Athene und Aphrodite die Schönste erwählen musste. Nach *Bettelheim* symbolisiert der Apfel die Liebe und die Sexualität in ihren wohl-tätigen wie in ihren gefährlichen Aspekten, sein Wesen enthalte sowohl seine asexuellen wie seine erotischen Aspekte (*Bettelheim* 1985, 246). Als Motiv des rollenden Apfels kommt er bei den allgemeinen mittelalterlichen Bräuchen und Gewohnheiten vor. Wenn jemand nicht weiterwusste oder welchen Weg er einschlagen sollte, rollte er ei-nen Apfel über den Boden oder blies eine Feder in die Luft, und wohin er rollte bzw. die Feder hinfiel, dorthin lenkte er seinen Schritt (*Franz* 1986, 41).

Das Ende des modernen Kurzmärchens bleibt offen: „... und wer weiß, vielleicht wird er in gute Hände gelangen. Oder auch nicht“ (Zitat) Das offene Ende ist ein Charakteristikum des modernen Kunstmärchens und zeigt die moderne postmoder-nistische Ambivalenz auf.

Für ein solches Ende, erklärt *K. Kosmač* in einem Interview, entschieden sich die Autorinnen auch deshalb, weil der Zauber eines offenen Endes gerade darin liegt, dass der Leser/ die Leserin dazu angeregt wird, die Geschichte auf seine/ ihre eigene ganz persönliche Weise zu verstehen. Dahinter läge auch die Absicht, das ursprüng-liche Volksmärchen zu rehabilitieren. Das Ende dürfe keinesfalls mit einer Katharsis aufwarten, die Katharsis müsse fehlen, da sie das Nach-Denken der Leserin/ des Lesers einschläfern würde.

S. Makarovič hebt einen weiteren Grund für dieses Ende hervor, es schein ihr, sagt sie, dass die Kinder heute systematisch mit Kitsch erzogen werden, dazu gehöre auch das Zensurieren von Schlechtigkeit und Gewalt sprechender Literatur, und das ob-wohl Kinder seit jeher, seit die Menschheit bestünde, in einer Welt voller Gewalt und Übel lebten. Man wolle den Kindern um jeden Preis jegliche negative Gefühle wie Angst und Trauer ersparen. Das fände sie schlecht. Überdies sei das Märchen nicht für Kinder geschrieben worden.

Schlussgedanken

Märchen berühren uns auf mehreren Ebenen, aus unterschiedlicher Sicht (wie der kulturalanthropologischen, psychologischen, pädagogischen oder literaturwissenschaftlichen) durch verschiedene Zeiten hindurch und vor einem sich ständig verändernden Hintergrund. Will man die geschlechtlichen Rollenbilder im Märchen analysieren oder interpretieren, muss man dies in einem klar definierten Bezugsrahmen tun, um nicht in Verallgemeinerungen zu verfallen. Die Komplexität wird bereits an einem einzigen Märchen ersichtlich, wie hier am Beispiel des Rotkäppchens. Anhand der vergleichenden Analyse der Genesis des Rotkäppchenmotivs von der griechischen Mythologie, über das mündlich überlieferte Volksmärchen, die Bearbeitungen von *Perrault* und *Grimm* bis zur Motivbearbeitung der beiden slowenischen Autorinnen *S. Makarovič* und *K. Kosmač*, können folgende Schlussfolgerungen gezogen werden. Einerseits können Märchen als Spiegelbild des jeweiligen Sozialisierungsprozesses gesehen werden, andererseits wurde es von den Autoren bewusst als Mittel zu Sozialisierungszwecken, entsprechend den jeweiligen gesellschaftlichen Anforderungen, aber auch persönlichen Neigungen benutzt. Auf diese Weise wurde aus der ursprünglich selbstbewussten und mutigen Bauernmaid ein liebes, naives und hilfloses Mädchen.

Weibliche Rollenbilder im Märchen werden spätestens seit den Brüdern *Grimm* in zwei Kategorien eingeteilt, entweder handelt es sich um eine passive oder eine böse, verteuflte, jedoch mächtige Frauenrolle, wie sie des Öfteren als Hexe, alte Frau oder böse Stiefmutter anzutreffen ist. Dabei drängt sich unweigerlich das Bild der Hexenverbrennungen auf, die ebenfalls in die Zeit der Entstehung des Volksmärchens fallen und dem Ausmerzen der matriarchalen Gemeinschaften dienten, aus denen die Frauen ihre Eigenständigkeit, Selbstbestimmtheit, Wissen und Weisheit und die daraus erwachsende Macht schöpften.. Damit waren sie den patriarchalen Strukturen männlicher Dominanz ein Dorn im Auge – so haben Männer das Wissen um die Heil- und Geburtskunde erst um 1500 unter ihre Kontrolle gebracht.

Doch auch männliche Rollenbilder blieben nicht frei von Stigmatisierungen, wie in der Figur des bösen Wolfes, der die rohen, unbeherrschten, gewaltsamen und dennoch geduldeten Attribute des Mannes vereint.

Rotkäppchen gehört, zumindest seit sie die rote Kappe trägt, zu den passiven Märchenheldinnen. Sie wird ihres freien Willens und ihrer freien Wahl beraubt, sogar wenn oder gerade wenn es um ihren eigenen Körper geht. Während das freizügige mündliche Märchen noch von Sexualität und den tatsächlichen Gefahren des Waldes handelte, enthält die grimmsche Version die kodierte Botschaft über eine rationalistische Körperbeherrschung, denn offene sexuelle Spiele und Begegnungen waren im 19. Jh. nicht erwünscht (*Zipes* 1985, 37). Durch die Märchen wurden von den Kindern die Unterdrückung ihrer Sinnlichkeit sowie die Unterwerfung unter die von den Erwachsenen aufgestellten Normen erzwungen. Es sei auf die

Tatsache hingewiesen, dass auch das grimmsche *Märchen mehr oder weniger verdeckte Allusionen auf die Sexualität enthält, die auf subversive Weise ihre Auswirkungen auf den Sozialisierungsprozess des Kindes sowie* auf das Rollenverständnis von Männern und Frauen hatten und haben. Im *Roten Apfel* wird dieser Prozess unterbrochen, indem die Autorinnen auf die uralten ursprünglichen Motive zurückgreifen und den/ die moderne-n bewusste-n LeserIn damit in doppelter Weise konfrontieren – einerseits anhand des geschriebenen Textes und andererseits anhand der bildlichen Darstellung. Damit verdoppelt sich auch die Wirkung auf den/die LeserIn/ HörerIn, ob nun pädagogische, sozialanthropologische oder psychologische Aspekte berührt werden, und regt auf zweifache Weise die eigene Reflexion und einen Bewusstwerdungsprozess an. Sowohl Frauen als auch Männern bietet dieses Märchen die Möglichkeit, ihr eigenes Rollenverständnis im Lichte der subversiven Beeinflussungen zu betrachten, denen sie über die Jahrhunderte hinweg nicht zuletzt über die Märchen ausgesetzt waren. Der Text erlaubt eine kritische Einschätzung subtiler Zuschreibungen, gerade weil ihm eine Schlussmoral fehlt und gerade dadurch einen Individuationsprozess einleitet statt ihn zu behindern. Hier enthüllt sich uns der initiatorische Charakter des Märchens *Der rote Apfel* - es ist die Aufforderung an den Erwachsenen in uns, sich selbstverantwortlich mit der eigenen inneren Wirklichkeit, mit der Wahrheit des eigenen Ichs zu konfrontieren.

Ich möchte mit einigen Gedanken von *Max Lüthi*, einem herausragenden Märcheninterpreten des 20. Jhs. schließen. Märchen haben keineswegs an Aktualität verloren. Die Fragen der heutigen LeserIn/ des Lesers und ihre/ seine Bedürfnisse nach Orientierung spiegeln sich nach wie vor in den zeitlos elementaren Wahrheiten des Daseins. Die aktuelle Suche nach Sinn kann durchaus Anhaltspunkte im Märchen finden und bietet eine Herausforderung für eine Gegenwart, die fortwährend respektlos lebenszerstörend wirkt. Das Märchen zeigt die Wirklichkeit gelebten Lebens und gibt mögliche Lebensentwürfe, wird nicht durch die Oberflächlichkeit mancher Menschen ihr zeitloser Kern verdeckt.

Zusammenfassung: Sexuelle Rollenbilder im Märchen - gezeigt am Beispiel des Rotkäppchenmotivs

Der Beitrag befasst sich mit dem Rotkäppchenmotiv und dessen Auswirkungen auf den Sozialisierungsprozess. In der Auseinandersetzung mit der Genesis des Rotkäppchenmotivs wird die Entstehung und bewusste Vermittlung von geschlechtlichen Rollenbildern aufgezeigt und kritisch hinterfragt. Während ursprünglich die Frauen über ihre Sexualität selbst bestimmten, wurden sie durch männliche Sittsamkeitsgebote nach und nach entmachtet und zu Duldsamkeit und Unterwerfung verpflichtet. Anhand der Entwicklung vom Volksmärchen über die schriftlichen Versionen verschiedener Märchenbearbeitungen werden ein möglicher Individuationsprozess und ein selbstverantwortlicher und bewusster Umgang mit Rollenzuschreibungen angeregt.

Schlüsselwörter: Rotkäppchenmotiv, Volksmärchen, Sozialisierungsprozess
Symbolbotschaften, Individuationsprozess

Summary: Sexual role models in fairy tales – as shown on the example of Little Red Riding Hood

The article deals with the motif of the Little Red Riding Hood and its impact on the socialization process. In the examination of the genesis of the Little Red Riding Hood's motif, the synthesis and conscious intervention of sexual role models is being addressed and critically questioned. While women originally decided about their sexuality, they were disempowered of it little by little through male instructions of good manners and pledged to forbearance and repression. On the basis of the development from a folktale through written versions of various tale adaptations, a possible individuation process and self-responsible and conscious handling with sexual labeling is being initiated.

Keywords: Little Red Riding Hood motif, Folktales, Socialization process, Symbolic messages, Individuation process

Literatur

- Aries Philippe* (2011): *Geschichte der Kindheit*. München: dtv.
- Beit Hedwig von* (1952): *Symbolik des Märchens*. Bern: A. Francke AG.
- Bettelheim Bruno* (2011): *Kinder brauchen Märchen*. München: dtv.
- Calvetti Anselmo* (1975): In: *Rumagna* Jg II/1975, 85-94. In: *Hans Ritz* (2006), 175.
- Fabritius Bernd* (2010): *Rotkäppchen, was trägst du unter der Schürze? Geschlechterbilder im Märchen*. Marburg: Tectum Verlag.
- Franz Marie-Louise von* (1986): *Psychologische Märcheninterpretation*. München: Kösel-Verlag.
- Grimm Jacob und Wilhelm* (1996): *Kinder- und Hausmärchen*. Göttingen: Vandenhock & Ruprecht.
- Makarovič Svetlana, Kosmač Kaja* (2008): *Rdeče Jabolko (Der Rote Apfel)*. Illustriert von *Kaja Kosmač*. Ljubljana: Verlag Center za slovensko književnost.
- Perrault Charles* (1986): *Sämtliche Märchen*. Stuttgart: Reclam.
- Perrault Charles, Doré Gustave, Hetzel Pierre-Jules* (1862): *Les Contes de Perrault, dessins par Gustave Doré*. Paris: J. Hetzel. <http://www.worldcat.org/title/contes-de-perrault-dessins-par-gustave-dore/oclc/492523775> (08.10.2012).
- Ritz Hans* (2006): *Die Geschichte vom Rotkäppchen*. Göttingen: Muriverlag.
- Soriano Marc* (1969): *From Tales of Warning to Formulettes, 27-28*. In *Jack Zipes* (1985), 20.
- Tegetthof Ernst* (1989): *Französische Volksmärchen*. Bd. 2. München: Diederichs. In: *Hans Ritz* 2006, 175.
- Uther Hans Jörg* (2004): *Aarne-Thompson-Index*. Helsinki.
- Verdier Yvonne* (1982): *Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- WordReference.com* (2012): *Online Language Dictionaries. Dictionnaire Français-Anglais | loup*. <http://www.wordreference.com/fren/loup> (19.9.2012).
- Zipes Jack* (1985): *Rotkäppchens Lust und Leid*. Köln: Diederichs Verlag.

Abbildungen

Abb. 1, 2 und 4: Illustrationen von *Kaja Kosmač*. In: *Svetlana Makarovič und Kaja Kosmač* (2008): *Rdeče Jabolko (Der Rote Apfel)*, illustriert von *Kaja Kosmač*. Ljubljana: Verlag Center za slovensko književnost.

Abb. 3: Illustration von *Gustav Doré* aus dem Märchenbuch *Les Contes de Perrault* (*Perrault, Doré et al.* 1862) (*Zipes* 1985, 44); (<http://de.wikipedia.org/wiki/Rotkappchen>).

Ein Zusatz:

Über die Autorin **Svetlana Makarovič**

Die Kinder- und Jugendbuchautorin *Svetlana Makarovič* ist die wohl bekannteste Repräsentantin der modernen Jugendliteratur in Slowenien.

Svetlana Makarovič ist eine slowenische Autorin und Kinderbuchautorin, die mit ihren Märchen Kinder wie Erwachsene gleichermaßen ansprechen will. Mit ihren über 300 Titeln im Bereich Kinder- und Jugendliteratur hat sie bereits drei Generationen heranwachsender Kinder maßgeblich begleitet und geprägt. Viele der von ihr geschaffenen Figuren sind aus dem slowenischen Sprachgebrauch nicht mehr wegzudenken und ihre Märchen haben in Slowenien einen ähnlichen Stellenwert wie die der Brüder *Grimm*. Ihr Werk kann ohne Bedenken zum slowenischen Kanon gezählt werden.

Sie hat sich einen Namen nicht nur als vielseitige Literatin – gilt doch ihr Opus mit mehr als 300 bibliographischen Titeln als eines der umfangreichsten in Slowenien – sondern auch als Schauspielerin und Sängerin gemacht. Mit ihren Lyrik-Sammlungen hat sie sich einen Platz in den obersten Reihen der slowenischen Poesie erobert. Bekannt ist sie auch für ihre scharfen Kritiken des gesellschaftlichen Geschehens, die in der Feuilleton-Sammlung »S krempljem podčrtano« (Mit der Kralle gezeichnet) zusammengefasst sind.

Sie ist unter den jungen wie auch erwachsenen Lesern und Leserinnen überaus beliebt. Auch von den Kritikern wird sie geschätzt und hat mehrere Preise sowohl in Slowenien (u.a. den Prešeren-Preis) als auch international erhalten. 1994 wurde sie mit ihrer Märchensammlung »Mačja preja« (Katzengarn) auf die Ehrenliste des IBBY gesetzt.

In ihren Märchen greift sie zeitgenössische Themen auf – wie etwa Probleme bei der Erziehung und dem Erwachsenwerden - und bedient sich dabei archaischer Volksmythen und mythologischer Figuren ebenso wie erfundener Phantasiewesen. Auf meisterhafte und einfühlsame Weise nähert sie sich der kindlichen Gefühls- und Wahrnehmungswelt an und richtet sich gleichzeitig an den wachsam und bewussten Erwachsenen, der daraus die Kritik an der modernen Welt heraushören kann, ohne den kindlichen Genuss am bewegten Geschehen zu schmälern. Die Handschrift *Svetlana Makarovičs* zeichnet sich durch ihre außerordentliche Phantasie und den Reichtum ihrer ursprünglichen Motive aus. Oft hat sie die Kinderbücher selbst illustriert.

Korrespondenzadresse:

Tadeja Lackner-Naberžnik

Am Teich 14/5
2331 Vösendorf
Österreich

Telefon:

0043 676 845 929 889

E-Mail-Adresse:

tadeja@lackner.at

Michael Stiels-Glenn¹

„Im Stich gelassen“ - Besonderheiten in der Therapie pädophiler Männer

Einleitung

Die Rolle der Sexualität, der romantischen Liebe und der emotionalen Beziehung für das Leben von Menschen ist in den vergangenen 200 Jahren ständig gewachsen. Was in allen anderen Lebensbereichen durch zunehmende Ökonomisierung, durch Beschleunigung und durch gewachsene Komplexität an Bestätigung der Identität, an Befriedigung und an Erfolg nicht mehr stattfindet, das soll privat, in emotional und normativ hoch besetzten Beziehungen erlebt werden. An genau diesem Ideal zerbrechen viele Beziehungen. Diese zu hohe Besetzung von romantischen und erotischen Beziehungen und ihre Folgen werden – auch in therapeutischen Behandlungen – nur selten zum Thema gemacht.

Genau umgekehrt zur Idealisierung und Überbetonung von Erotik und Sexualität sind Sexualstraftaten und sexuelle Skandale: Ob US-Präsident *Clinton*, ob Moderator *Kachelmann*, ob IWF-Direktor *Strauss-Kahn*, ob CDU-Politiker *von Boetticher* – alle wurden wegen sexueller Skandale Gegenstand erregter öffentlicher Debatten, sie wurden öffentlich angeklagt und bloßgestellt. Ihre sonstigen Fähigkeiten verdampften ob der sexuellen Enthüllung. Es scheint, als würde der Ärger von Bürgerinnen über eine empfundene Machtlosigkeit in allen gesellschaftlichen Bereichen, der Zorn über Sinnentleerung *und* die Enttäuschung über nicht erreichbare Ideale stellvertretend auf dem Feld der *Sexualität* – besonders bei sexuellen Übergriffen auf Kinder – ausagiert (vgl. u.a. *Schetsche* 1993; *Weber & Narr* 1997).

Ich habe in 20 Jahren integrativ-therapeutisch mit über hundert Patienten/²Klienten gearbeitet, die sexuelle Übergriffe an Kindern begangen haben. Bei Langzeitbehandlungen in Haft und in Freiheit sowie in Tiefeninterviews mit Tätern wuchs meine Nachdenklichkeit – über Motive und Hintergründe der Delikte, über Ängste und Sehnsüchte der Straftäter und darüber, wie gesellschaftliche Diskurszwänge die realen Begegnungen zwischen Therapeuten und Tätern beeinflussen, so dass sich Therapeuten und Klienten im Extremfall völlig verpassen.

¹ M.Sc. Integrative Therapie; Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut; Psychotherapeut (HPG); M.A. Kriminologie & Polizeiwissenschaften.

² Die Begriffe Klienten und Patienten werden im Text synonym benutzt; gerade diese Patienten leiden oft nicht sehr unter der Störung selbst, sondern unter deren strafrechtlichen Verfolgung. Anders als in Österreich ist eine Finanzierung der Behandlung nicht von der Benutzung des Begriffs „Patient“ abhängig.

Begrifflichkeiten

Begriffe bilden gesellschaftliche Formierungen ab (*Foucault* 1983/1989). Immer noch prägen Worte wie „normal“ oder „natürlich“ die Debatten, ohne anthropologische und kulturelle Aspekte bei der Veränderung sexueller Vorlieben mitzudenken. Besonders wenn es um sexuelle Übergriffe auf Kinder geht, werden Sexualstraftäter in Medien oft als „Kinderschänder“, als abartige Monster dargestellt. Diese Diskurse prägen auch Therapeuten und Juristen (*Kliche* 1999); auch sie verwenden unreflektiert Begriffe wie Kinderschänder oder soziale Raubtiere, „predators“ (*Robert Hare* 2005). US-Gesetze für Sexualstraftäter heißen „predator laws“ (*Pfäfflin* 2007). Metaphern von Tieren (Bestien, Monster, Ab-artig, nicht von der menschlichen Art) oder Maschinenmetaphern (tickende Zeitbomben) verweigern Sexualstraftätern in der Begrifflichkeit der Integrativen Therapie jede Ko-Existenz und Ko-Respondenz (*Petzold* 2003, 95). Viele Psychotherapeuten lehnen die Behandlung dieser Zielgruppe ab.

In einer Literaturrecherche zum sexuellen Missbrauch hielten Autoren in mehr als 100 Fachpublikationen unter Hinweis auf die große gesellschaftliche Abscheu ohne weitere fachliche Begründungen einen besonderen Umgang mit dieser Tätergruppe für nötig (*Stiels-Glenn* 2009). Sieht man allerdings, wie gehässig Medien über Juristen, Gutachter und Therapeuten berichten, falls es zu einem Rückfall kommt, versteht man, warum die professional community Therapien dieser Klienten vermeidet; die fachliche Reputation scheint bereits gefährdet, wenn man sich Tätern widmet. Bei einem Rückfall ist der Pranger für die mit einem Täter befassten Professionellen nicht weit. Dass zugleich Diskurse über die Wirkung der öffentlichen Meinung auf die eigene Verfassung und Praxis vermieden werden, ist einer Diskussion wert.

Seit 30 Jahren halten Staat und Justiz sich zurück, wenn Menschen einvernehmlich miteinander sexuell handeln (*Sigusch* 2002). Das deutsche Strafgesetzbuch spricht nicht mehr von „Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit“, sondern seit 1975 von „Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung“ – das ist mehr als nur ein neuer Begriff. Diskurse über Sexualität und Sexualstraftaten werden deshalb unter Bezug auf die sexuelle Selbstbestimmung, auf eine Konsensmoral (*Sigusch* 2002; *Schmidt* 2004) geführt. Kinder und zunehmend Jugendliche gelten heute als unfähig, in sexuelle Handlungen einzuwilligen: Das Selbstbestimmungsparadigma erfasst ihre Zustimmung zu sexuellen Handlungen mit Erwachsenen nicht. Kinder gelten als rein, ihre Entwicklung soll ungestört verlaufen. Sexuelle Erfahrungen gelten als Störfaktoren ersten Ranges.

Zugleich verändert sich die Definition, wer Kind ist: Jüngere Initiativen zur weiteren Verschärfung von Gesetzen berufen sich auf die UN-Kinderrechtskonvention; dort gilt als Kind, wer noch nicht 18 Jahre alt ist. Sexualwissenschaftler sehen die Gefahr, die gesamte Jugendsexualität zu kriminalisieren. *Katharina Rutschky* (1992) und *Monika Frommel* (2008) verweisen auf die Bevormundung von jungen Frauen durch den Missbrauchsdiskurs, *Friedemann Pfäfflin* (1999, 144; 2007, 36) merkt an, dass

die körperliche Reifung bei Kindern immer früher stattfindet, während parallel die juristischen Schutzgrenzen nach oben steigen.

Frühere Thematisierungen der kindlichen Sexualität befassten sich vor allem mit der Schädlichkeit von Masturbation und aufreizenden Mediendarstellungen für Kinder. Die Thematisierung des sexuellen Missbrauchs erfolgte über Betroffenenberichte (aus den USA nach Deutschland „importiert“) und nicht durch wissenschaftliche Beiträge. Diese Berichte prägten die Problemwahrnehmung bei Fachleuten (*Schetsche* 1993). Bis heute sind sich Fachleute nicht einig, wie sexueller Missbrauch zu definieren ist, wodurch bereits die Zahlen auseinanderklaffen (*Gottfried Fischer, Peter Riedesser* 1998). Ebenso existiert bis heute keine halbwegs valide Beschreibung der Symptomatik nach sexuellem Missbrauch (*Trott* 2005).

Moralische Empörung – im psychosozialen Kontext „Betroffenheit“ – beherrscht die Diskurse über Sexualität. Wo Betroffenheit reklamiert wird, sind rationale Diskurse rasch am Ende. Klinische Erfahrungen werden unter diesem Druck rasch vergessen oder verdrängt; *Hartmut Michael Weber* und *Wolf-Dieter Narr* (1997) verwiesen auf die mediale Leichenfledderei nach Sexualdelikten.

Aktuelle psychosoziale Diskurse über Sexualität verlaufen entlang der Schlagworte: sexuelle Gewalt, AIDS, Schwangerschaftsverhütung. Diese Begriffe formen die Assoziationen (*Ciampi* 1997; *Schiepek* 2004), Affekte und die Wahrnehmung der Problematik auch bei Therapeuten. Es herrscht ein moralischer Rigorismus. Von Lust, Identitätssuche und sexuellen Experimenten wird selten gesprochen³. Sexualwissenschaftliche, evolutionsbiologische und soziologische Befunde (*Bernie Zilbergeld* 1991; *Berner* 2005; *Buss* 2004; *Foucault* 1983, 1989) werden weitgehend ausgeblendet, zur Vernunft mahnende Stimmen (*Rutschky* 1992; *Martin Dannecker* 1996; *Rüdiger Lautmann* 1994) wurden und werden denunziert. Es sei wie bei einer Hexenjagd, so *Pfäfflin* (2007, 36): Sobald jemand etwas Kritisches vorbringe, setze man sich dem Verdacht aus, mit den Hexen zu sympathisieren. *Michael Walter* (2003) mahnt denn auch, forensisch-empirische Experten seien gefordert, einer vernünftigen und verantwortbaren Kriminalpolitik zum Durchbruch zu verhelfen.

Erstes Fazit: Im Missbrauchsdiskurs verflochten sich moralische Diskurse mit psychotherapeutischen Argumenten so sehr, dass der entstehende Komplex emotional hoch aufgeladen ist und ein Hinterfragen schwer möglich ist. Diese Verflechtung verstellt den Blick auf die Fakten.

³ Wen wundert es, dass Kinder und Jugendliche eher im Internet nach Informationen suchen als Pädagogen und Therapeuten zu fragen?

Zahlen, Dunkelziffer und Folgen des sexuellen Missbrauchs - Was man zu wissen glaubt und was man wissen kann

Die öffentliche/veröffentlichte Meinung überschätzt die Zahl der Sexualdelikte und die Rückfallzahlen erheblich (*Windzio, Simonson et al. 2007*). Sexuelle Übergriffe an Kindern gehen seit 1996 kontinuierlich zurück und liegen derzeit bei ca. 14.000 Anzeigen jährlich (*BKA 2009*). Sie führen zu ca. 2.500 Verurteilungen jährlich (davon etwa 20% Jugendliche und Heranwachsende), weil trotz einer veränderten Einstellung bei Polizei, Staatsanwaltschaft und Gerichten die Fakten für Strafurteile nicht reichen.

Der gern angeführte Hinweis auf die Dunkelziffer greift nicht; Dunkelfeldstudien zeigen (*Egg 2009; Stadler, Bieneck et al. 2012*) beim sexuellen Missbrauch seit Jahren ebenfalls rückläufige Zahlen. Die Mehrheit der Taten wird heute bekannt, weil Kinder sich Freunden oder Erwachsenen anvertrauen. Diese Zahlen helfen leider nicht, Vor-Urteile aufzuweichen. Ein ideologischer Kinderschutz, die Macht der Bilder prägt Meinungen, und entfesselte Diskurse zum Schutz von „Opfern“ sorgen immer rascher für neue Gesetze (*Pollähne 2011*).

Wer mit Geschädigten nach sexuellen Übergriffen arbeitet, kennt eine andere Realität: Etwa zwei Drittel der untersuchten Traumatisierten bilden keine Belastungssymptome aus, besonders wenn es sich um ein Monotrauma handelt. Eine Posttraumatische Belastungsstörung ist auch nicht notwendigerweise keine Lebenszeitdiagnose (*Dudeck 2011*): Es gibt Frauen und Kinder, die keine ernsthaften Folgeschäden zeigen. Viele Geschädigte selbst wünschen nicht in erster Linie eine strenge Bestrafung, sondern wünschen sich, dass sexuelle Übergriffe ein Ende haben und, dass öffentlich anerkannt wird, dass ihnen Unrecht zugefügt wurde.

Entgegen diesen klinischen Erfahrungen fallen in Behörden, Beratungsstellen, Kliniken und Therapiepraxen bis heute Sätze wie „Sexuelle Gewalt ist das Schlimmste, was Menschen passieren kann.“ – „Alle Opfer leiden lebenslang unter den Folgen der Taten.“ – „Opfer nehmen in jedem Fall Schaden an, selbst wenn sie es verleugnen oder sich nicht erinnern“ (vgl. *Wolfgang Wöller 2006, 17f*; kritisch dazu: *Pfäfflin 2007*)⁴.

Wer diese Axiome hinterfragt, gerät rasch in Verdacht, Delikte zu verharmlosen, oder Straftäter im Besonderen, oder das Patriarchat im Allgemeinen zu stützen (*Kobbé 2010, 17*). Solche Vorwürfe erfolgen mit hoher affektiver Ladung (*Fegert 2004; Frommel 2008*; vgl. auch *Vogt 2006*). Ungewollt trägt ein aufgeheizter Missbrauchsdiskurs sogar zur Entdifferenzierung bei: Wenn alle Schäden gleich schrecklich sind, dann werden geringfügige Übergriffe und Sexualmorde in einen Topf geworfen.

⁴ Die „False-Memory“ Debatte (*Trott 2005, 43; Pfäfflin 2007, 40*) zeigt die Probleme dieser Argumente; Nicht-Erinnern wird als Beweis für die besondere Schwere der Symptomatik gewertet: das kann in Einzelfällen zutreffen, muss aber vorwiegend als Tautologie erkannt werden.

Zweites Fazit: Die gesellschaftliche Sensibilität gegenüber sexuellen Handlungen von Erwachsenen an Kindern ist erheblich gewachsen. Die Haltung von Therapeuten zu Sexualstraftätern und ihrer Behandlung ist durch diese gesellschaftlichen Diskurse geformt.

Präventionsparadigma als Problem

Das (noch?) geltende deutsche Schuldstrafrecht koppelt das Strafmaß an das Maß der Schuld durch die begangenen Taten. Jedoch wurde das Strafrecht in den vergangenen 20 Jahren nach jedem Einzelfall verändert. Es gibt (mindestens) eine Person, die geschädigt wurde, und es gibt einen Täter. Das neue Paradigma Prävention, unter Mitwirkung und mit Zustimmung von Psychotherapeuten geschaffen, formuliert: Straftaten sollen erst gar nicht geschehen. Man sorgt sich um potenzielle Geschädigte von Delikten, die noch gar nicht geschehen sind – das kann prinzipiell jede/r sein. In jährlichen Abständen wird eine verbesserte „Opferorientierung“ im Strafrecht gefordert. Beides klingt plausibel, führt aber zu bizarren Konsequenzen.

So weist *Hans-Ulrich Dallmann* (2011) darauf hin, dass mit einer immer größeren Kenntnis der Umstände, aber auch der Eingriffsmöglichkeiten, die Unsicherheit eher größer wird, weil man die vielfältigen Gefahren besser kennt, zum anderen aber die Verantwortung den Individuen auferlegt wird: „Sie hätten es besser wissen und damit auch anders handeln können“ (*Dallmann* 2011, 4; vgl. *Schulze* 2010; vgl. auch *Beck* 1986, 2007). Prävention, so der Autor, profitiert von Daseinsaufregungen, die sie in steigendem Maße selbst entzündet (vgl. *Dallmann* 2011).

Mit diesem Präventionsparadigma entsteht ein Bedrohungsszenario, in dem alle Männer grundsätzlich zum Täter werden könnten und eingesperrt werden müssten. Acht neue Sondergesetze „zum Schutz vor Sexualstraftätern“ hebeln zunehmend das Strafrechtssystem⁵ aus: Angeklagtenrechte spielen zunehmend weniger eine Rolle. Verurteilung und Strafe sanktionieren nicht, was jemand verbrochen hat, sondern verfolgen zunehmend, was er in Zukunft machen könnte! Die Folgen: zunehmende Inhaftiertenzahlen (trotz sinkender Strafanzeigen) und erhebliche Verlängerung von Haft und Unterbringung. Das verhindert keine neuen Delikte. Die führen sofort zu weiteren rechtlichen Verschärfungen und zu einem weiteren Vertrauensverlust: Weil die modernen Risiken mit den Sinnen nicht wahrnehmbar sind, sind Bürger auf Experten angewiesen. Diese müssen auf Gefahren hinweisen und dürfen sich nicht irren. Tun sie das, so ist die Empörung groß. *Ulrich Beck* (1986, 2007) wies darauf hin, dass in der Risikogesellschaft⁶ Gefahren gerade dadurch, dass das Befürchtete noch nicht eingetreten ist, ihr Bedrohungspotenzial voll entfalten.

⁵ Rechtsnormen wie Erforderlichkeit, Geeignetheit und Verhältnismäßigkeit gelten für den juristischen Umgang mit Sexualstraftätern zunehmend weniger.

⁶ Wobei *Beck* (2007) sich stets auf technologische Großrisiken bezieht. Im Missbrauchsdiskurs ist die Gefährdung aber durchaus vergleichbar klein. Hier müsste sofort mein Bekenntnis folgen, dass jedes Opfer eines zu viel ist, um ein unvermeidliches Ritual zu vollziehen.

Dem Präventionsparadigma, das zu verhindern sucht, erliegen viele Fachleute. Sinnvoller wäre ein Präventionsverständnis, das nicht Schadensfälle um jeden Preis verhindern will, sondern vielmehr den Verlauf und die Folgen von Schadensfällen beeinflussen will. Ertragen muss man bei diesem Ansatz, dass es zu schlimmen Vorfällen, „Widerfahrnissen“, kommen kann.

Drittes Fazit: Nicht die Risiken sind gewachsen, sondern die Risikowahrnehmung, der sich Therapeuten unterwerfen, ohne eigene klinische Erfahrungen zu nutzen. Die Gefahr in der nahen Zukunft, potenziell für alle (zumindest für Frauen und Kinder) und die gefühlte Dramatik der entstehenden Schäden, ist eine der entscheidenden Triebfedern für den psychosozialen Fachdiskurs.

Pädophile – Fiktion und reale Zielgruppe

Medien konstruieren die Figur der „Kinderschänder“, die entweder völlig berechnend (Kinderpornoringe) oder triebgesteuert völlig unkontrolliert handeln. Dabei werden Konsumenten von Kinderpornographie im Internet, sexuelle Missbraucher, sadistische Sexualmörder und Pädophile in einen Topf geworfen. Dabei gilt in unserer Gesellschaft: Jung ist sexy – bei Homosexuellen, bei Männern im Allgemeinen (Buss 2004), bei Islamisten und bei Sextouristen.

In der Realität sind die Täter meist männlich, viele Delinquenten sind sehr jung⁷ (vgl. *Elsner & König* 2010), andere im hohen Alter. Die phänomenologische Bandbreite der Störung ist breit; es gibt nicht „den“ Pädophilen, sondern die Bandbreite reicht von gebildeten, gut strukturierten Tätern – die auch in psychosozialen Berufen zu finden⁸ sind – bis zu schlichten oder verwahrlosten Menschen. Die meisten Täter sind durchaus strafrechtlich zurechnungsfähig, sie können das Unrecht ihres Handelns einsehen und ihr Verhalten prinzipiell steuern. Genetische Veranlagungen sind selten, wie neurowissenschaftliche Studien zeigen⁹.

Wer sich mit Pädophilie befasst, wird bald lernen müssen, dass man sorgfältig unterscheiden muss, weil alle Untergruppen ein anderes therapeutisches Herangehen erfordern:

- **Alterspädophilie:** lange altersentsprechende sexuelle Kontakte, bei Lebenskrisen im 5. und 6. Lebensjahrzehnt plötzliche Kontaktsuche

⁷ Der Umgang in manchen Sondereinrichtungen der stationären Jugendhilfe für sexuell übergriffige Minderjährige – manche nicht einmal strafmündig – erinnert an die Schilderungen aus Heimskandalen der 60er Jahre (vgl. *Stiels-Glenn* 2012).

⁸ Täter, die Pädagogen, Seelsorger und Ärzte sind, stoßen bei den Behandelnden auf besonders große Widerstände, weil die es schlecht ertragen, dass Berufskollegen übergriffig sind.

⁹ Zwar gibt es in manchen Studien diskrete Veränderungen, doch warnen die Autoren vor schnellen Schlüssen: Die Studiengruppen sind zu klein, und komplexe Fragen ließen sich nicht durch morphologische oder funktionelle Veränderungen erklären – auch weil man nicht sagen könne, ob sie Ursache oder Folge pädophiler Handlungen sind (*Schiffer* 2006, *Sartorius, Ruf et al.* 2008).

zu Kindern; ebenso bei neurologischen Problemen wie Demenz oder Hirntumoren

- Juvenile Pädophilie: Übersprungshandlungen aus Unsicherheit bei Kontakten zu gleichaltrigen Partnern in der Adoleszenz
- Pädophilie bei Intelligenzminderung: bei Kindern können solche Menschen ihre Unsicherheiten besser kontrollieren, werden hier als vollwertige Erwachsene anerkannt
- Dissoziale Pädophilie: diese Gruppe missbraucht Kinder, begeht aber auch andere Delikte; hier besteht auch die Gefahr sadistischer Handlungen – oft nach eigener sexueller Traumatisierung in der Kindheit
- Strukturierte Pädophilie: homosexuell und heterosexuell

Die Störung bei strukturierten Pädophilen¹⁰ ist ich-synton ausgebildet. Studien über die Störung im Lebensverlauf (*Wendt & Kröber* 2005) zeigen, dass viele Klienten früh länger andauernde Beziehungen zu Kindern haben und erst nach einer Strafverfolgung häufiger wechselnde Kontakte zu Kindern haben, die dann rascher auffallen.

Pädosexuelle Praktiken sind in ihrer Varianz ähnlich breit wie die Varianz in der Sexualität der erwachsenen Normalbevölkerung. Sie sind nicht wie andere Paraphilien auf Teilobjekte (z.B. Fetischismus) oder besondere Handlungen (Sadomasochistische Praktiken, Urophilie, Koprophilie, Exhibitionismus) gerichtet. Wären die begehrten Sexualpartner nur um wenige Jahre älter, wären keine Auffälligkeiten feststellbar. Man kann aber pointiert sagen, dass Pädophile nicht die Person lieben/begehren, sondern ein Lebens- bzw. Entwicklungsalter.

Viele Täter wenden sich Kindern und Jugendlichen deshalb zu, weil sie hier am ehesten ihre Unsicherheit kontrollieren können. Die Kontaktaufnahme erfolgt durchaus sozial kompetent (*Lautmann* 1994, *Hoffmann* 1996), selten wird Gewalt oder Druck angewandt. Die eigene Sexualität bleibt in der Interaktion häufig zurückhaltend.

Die psychotherapeutische Versorgung pädophiler Klienten

Gemeingut beim Halbwissen ist der ständig wiederholte Satz: „Für die Täter wird alles getan, für die Opfer nichts!“ Wenn man zustimmt, dass Pädophile Therapie brauchen, dann müsste bei Fachleuten die Bereitschaft zur Therapie vorhanden sein. Umfragen zur ambulanten Behandlungsbereitschaft zeigen seit 1993 das Gegenteil. So erklärten sich 2008 von 76 antwortenden Vertragspsychotherapeuten der Gesetzlichen Krankenversicherung in einer westdeutschen Großstadt lediglich 4 zur Behandlung von Pädophilen bereit (*Stiels-Glenn* 2009). Meine Befunde

¹⁰ *Pfiffilin* kritisiert den Begriff „kernpädagogisch“ als biologistisch verkürzt. Auch Begriffe wie fixierte Pädophile implizieren sofort therapeutische Hindernisse.

unterscheiden sich nicht von Therapeutenbefragungen in anderen Orten. Weder die Kammern noch die Krankenkassen reagieren auf solche Ergebnisse.

Eine parallele Befragung der Bewährungshilfe zeigte, dass Pädophile mit richterlichen Behandlungsweisungen in verschiedene Städte zu den Therapeuten führen, die Bewährungshelfern bekannt waren. Bei Therapieabbrüchen findet man kaum andere Therapeuten, was in der Therapie zu Wohlverhalten zwingt. Einerseits besteht also ein juristischer Zwang zur Behandlung, andererseits finden sich ambulant kaum behandlungsbereite Therapeuten.

Die Verweigerung einer psychotherapeutischen Behandlung hängt auch mit der Angst vor einem Rückfall (unter der Therapie) und vor den Folgen für den eigenen Ruf zusammen.

Wenn Therapeuten Pädophile behandeln (bzw. stationär behandeln müssen, weil ihr Anstellungsträger dies wünscht), erklären sie oft, man behandle die Täter, um weitere Opfer zu verhindern. Würden sie Pädophile nicht therapieren, wenn diese „keine Opfer produzieren“? Wenn behandelt wird, sprechen Therapeuten vorwiegend von Schuld und Scham, von Verantwortungsübernahme und Kontrolle abweichenden Verhaltens; Behandlungsziele sind Legalverhalten und Tatverarbeitung. Andere Ziele scheinen entweder nicht vorhanden oder nicht wichtig.

Häufig fragen auch Therapeuten: „Was würden Sie denn tun, wenn jemand das mit Ihrem Kind machen würde?“ Meist ist damit die Debatte beendet; niemand wagt zu fragen, was denn hinter dieser Frage steht: „Ja, was wäre denn dann eigentlich?“ Dann müsste man über eigene Strafpulse gegenüber diesen Tätern sprechen. Ich nehme Angehörigen von Geschädigten aggressive Impulse nicht übel. Das Argument bleibt bei Therapeuten aber meist fiktiv und hat die Funktion, sich das Thema und die Klienten vom Leibe zu halten.

Begriffe prägen die Wahrnehmung. So glauben viele Therapeuten,

- Pädophilen fehle jede ernsthafte Therapiemotivation; diese Täter seien kaum therapiefähig, eine Heilung sei unmöglich. Die Vorbehalte dieser Täter gegen Psychotherapie entstehen aus einer besonderen Problemlage: Pädophilie ist häufig als ich-nahe Störung ausgebildet; die Klienten sind so, sie sehen das Problem bei der Gesellschaft und nicht bei sich. Dadurch entsteht rasch und unreflektiert ein Kampf zwischen Klient und Therapeut, was in der Sexualität „richtig“ und „falsch“ ist. Dieses Interaktionsphänomen in der Therapie wird aber Pädophilen vorschnell allein angerechnet als Teil ihrer Pathologie, statt dies als die „Tragik pädophiler Männer“ (*Schmidt 1999*) zu begreifen. Der äußere Druck durch gerichtliche Weisungen, sich in Behandlung zu begeben, muss kein Hindernis für eine Psychotherapie sein. Die Herstellung eines therapeutischen Arbeitsbündnisses ist nicht Aufgabe der Straftäter, sondern das Problem von Therapeuten. Einige Autoren kritisieren hier die

entsprechenden Fähigkeiten von Psychotherapeuten (*Leygraf* 1999; *Pfäfflin & Kächele* 2001/2005; *Rauchfleisch* 2011; *Staemmler* 2009) ;

- *Pfäfflin* (1996, 2007) hält den gängigen Slogan „No cure but control“ für zu bescheiden und fragt, warum Therapeuten nicht erst einmal eine Heilung ansteuern. Dazu muss eine Beziehung zu pädophilen Klienten geschaffen werden, in der über sexuelle Vorlieben geredet werden kann und nicht moralisiert wird (*Stiels-Glenn* 2005). Nicht nur die Klienten schämen sich, über Sexualität und über Sexualdelikte zu sprechen, sondern erstaunlicherweise auch Therapeuten.
- Wer einmal Täter sei, der bleibe immer Täter; alle seien rückfallgefährdet. Diese Klienten seien „gefährlich“. Dabei ist Gefährlichkeit keine Persönlichkeitseigenschaft wie die Haarfarbe. Menschen sind äußerst selten gefährlich an sich: sie werden gefährlich in bestimmten Kontexten und dann meist für bestimmte Personen. Deshalb prüft man gemeinsam mit diesen Klienten ihre sexuellen Präferenzen: Wer ist für sie attraktiv, wer nicht?
- Opfer bzw. Kinder lügen nicht (dabei werden die Erkenntnisse der Aussagepsychologie systematisch ignoriert); diese Täter würden dagegen ständig und chronisch bagatellisieren oder lügen (zur Funktion von Lügen vgl. *Rauchfleisch* 2011, 89). Straftäter stellen aber zunächst – wie viele andere Therapieklienten auch – das Geschehen aus ihrer Ich-Perspektive dar. Eine Rolle spielt die Scham über das Offenlegen der eigenen Sexualkontakte zu Kindern als Anlass für die Therapie. Es ist verblüffend, wie oft Teilnehmer/innen in Fortbildungen und Supervisionen belustigt reagieren, wenn ich anrege, sich über die sexuelle Identität dieser Täter zu unterhalten.
- Therapeuten, die mit Pädophilen arbeiten, brauchten eine besondere Ausbildung. Dabei unterscheidet sich die Therapie in Planung und Verlaufsführung überraschend wenig von der bei anderen Patientengruppen.

Viertes Fazit: Die reale Zielgruppe verschwindet hinter der medialen Fiktion; die meisten Psychotherapeuten haben unklare oder stereotype Bilder über diese Klienten. Gravierender sind aggressive Gefühle von Therapeuten gegenüber diesen Klienten.

Besonderheiten in der Therapie mit Pädophilen

Psychotherapien mit Straftätern, die sexuelle Delikte an Kindern begangen haben, sind möglich. Eine therapeutische Behandlung ist sinnvoll, oft notwendig; die Klienten sind nicht weniger therapiefähig als andere Gruppen auch, und die Täter lassen sich durchaus zu einer Therapie motivieren – wenn man intrinsische Motivation nicht als Voraussetzung sieht, sondern als Ziel der ersten Therapiephase.

PsychotherapeutInnen müssen sich dabei auseinandersetzen mit dem (realen und phantasierten) gesellschaftlichen Druck, der auf ihnen lastet. Sie müssen sich Rechenschaft ablegen über unrealistische Zielsetzungen und über die eigenen Gefühle und Gedanken diesen Klienten gegenüber. Die Versuchung ist groß, gegenüber Straftätern (besonders denen aus psychosozialen Berufsgruppen) den eigenen Ärger, die Verstörung auszuagieren, die eigenen Impulse nicht zu kontrollieren. Bis heute gibt es nur relativ wenige Veröffentlichungen über Schäden in der und durch Psychotherapie (vgl. *Märtens & Petzold* 2002; 2011; *Habermeyer & Sachsse* 2009; *Rüger* 2009). Dort, wo Therapeuten sich auf eine Behandlung pädophiler Täter einlassen, um die „Gesellschaft oder zukünftige Opfer zu schützen“ oder Strafmimpulse ausagieren, ist das Risiko einer Schädigung des Patienten und eines Therapieabbruchs besonders hoch; dabei weiß die Prognoseforschung heute, dass Therapieabbrüche zu den besonders prominenten Risikofaktoren für Rückfalldelikte gehören. Bei therapeutischen Behandlungen muss mit dem Auftauchen bestimmter Fragen und Probleme auf Seiten der Therapeuten gerechnet werden.

Die Identitätsfrage

Viele strukturierte Pädophile idealisieren Kinder und die Kindheit. Sie selbst fühlen sich nicht als Erwachsene, sondern sehen sich selbst als Adoleszente (eine klare kognitive Verzerrung, die aber einer einfühlsamen Bearbeitung bedarf), die Kinder besser verstehen als „die“ Erwachsenen. Damit sind sie entweder unglücklich über ihr Erwachsen-Sein oder sie phantasieren sich als Alternative zu „den“ Erwachsenen. Umgekehrt fühlen sie sich von Kindern besser verstanden. Dies bleibt nicht ohne Folgen: Die Begegnung von Behandelnden mit Pädophilen wird so verdeckt ständig zu einer Begegnung zwischen Erwachsenen und einem Nicht-Erwachsenen (*Stiels-Glenn* 2005). Wo es Psychotherapeuten gelingt, einen tragfähigen Kontakt zu diesen Klienten herzustellen und über deren Begehren ruhig zu reden, wird die „Welt der Erwachsenen“ womöglich attraktiver.

Die Ich-Syntonizität

Pädophile leiden oft nicht unter ihrer sexuellen Präferenz für Kinder; nicht bei ihnen ist etwas nicht in Ordnung, sondern die Gesellschaft macht falsche Gesetze. Sie sind überzeugt davon, dass die Sexualkontakte zu Kindern einvernehmlich sind und dass Kinder hierdurch keinen Schaden davontragen. Die Strafbarkeit von sexuellen Handlungen zwischen Kindern und Erwachsenen erleben viele Pädophile als ungerecht. Die Ich-Nähe der Störung führt häufig zum Missionieren: Da werden das antike Griechenland oder Kulturen in Asien und Nordafrika angeführt, wo einvernehmliche Sexualkontakte zwischen Erwachsenen und Kindern/Jugendlichen lange gebilligt wurden. Zugespitzt kann man sagen, dass gerade das Auftauchen einer solchen Argumentation ein Hinweis ist, dass der betreffende Klient zu den strukturierten Pädophilen gehört.

Das Fremde im Begehren

Nun sind solche Erklärungen auch – und gerade – für TherapeutInnen fremd und befremdend. Sie sehen das Schädigende – oft zum anderen Extrem überzogen – und beginnen sofort ein „Gegenmissionieren“. Der Klient soll mit moralischen und sachlichen Argumenten überzeugt werden, von seiner Präferenz abzulassen. Dies ist nicht nur therapeutisch der Weg, der am wenigsten wirkt (vgl. *Sachsse* 2011, 98); es sorgt sofort für Missverständnisse und Konflikte zwischen Therapeuten und pädophilen Klienten (vgl. *Staemmler* 2009; *Stern* 2005). Die fühlen sich zu Recht nicht verstanden, es beginnt ein Austausch von Argumenten, während negative Emotionen parallel stärker werden. Nebenbei „lernt“ der Klient: Erwachsene sind blöd und können sich nicht einfühlen – im Gegensatz zu Kindern, von denen er sich besser verstanden fühlt. Diese Dynamik mag (in geschlossenen Einrichtungen) äußerlich zur Anpassung führen, ambulant zu Therapieabbrüchen¹¹ – aber kaum zu Behandlungserfolgen. Auf der Seite der Behandler wächst der Widerwille, weil der Klient keine Einsicht zeigt, sondern störrisch und unbelehrbar wirkt.

Die Scham von Therapeuten

In diesem Zusammenhang ist die Scheu von Therapeuten anzusprechen, sich den Regungen und Sehnsüchten dieser Klienten zu stellen: Zunächst muss verstanden werden¹², was es bedeutet, wenn man auf Kontakte zu den begehrten Menschen völlig verzichten soll. Es ist hilfreich, sich zu überlegen, wie wir reagieren würden, wenn unsere präferierte Sexualität plötzlich strafrechtlich verboten würde. Das ist kein Plädoyer für eine Entkriminalisierung pädophiler Handlungen. Aber wenn Therapeuten nicht einfühlen können, welchen Schmerz, welche Trauer, welche Verzweiflung, auch welche Wut auf die Gesellschaft (und auch auf den Therapeuten, der dieses Verbot ja repräsentiert) auslöst, wird die Bereitschaft pädophiler Klienten, sich einer Behandlung zu unterziehen, nicht wachsen. Diese starken Gefühle müssen gemeinsam durchgearbeitet werden.

Die Untersuchung der Regungen und Sehnsüchte pädophiler Klienten geht aber noch weiter. Es gilt zu verstehen, was denn für Klienten konkret so reizvoll an Kontakten mit Kindern ist. Wenige Pädophile finden Kinder unterschiedslos erregend. Es gibt meist ein präferiertes Geschlecht, ein bevorzugtes Alter, es spezifisches Aussehen oder besondere Verhaltensweisen, die Pädophile suchen. Die Art und Weise der Kontakthanbahnung und der Beziehungsgestaltung (*Hoffmann* 1996), die Details der Erotisierung der Beziehung und der sexuellen Handlungen öffnen Blicke darauf, wozu Pädophile so handeln, wonach sie suchen. Dies erfordert

¹¹ Wobei die Wirkungsforschung gerade nach Therapieabbrüchen eine besonders hohe Rückfallrate belegt – wohl auch, weil ein zusätzlicher Misserfolg nach Kompensation schreit.

¹² Über die vorschnelle Gleichsetzung von Verstehen und Billigen würde sich eine eigene Arbeit lohnen. Verstehen heißt nicht billigen – aber wie will man behandeln, was man nicht einmal versteht?

viel Geduld und Therapeuten werden dabei häufig mit ihren eigenen Werten und Gefühlen konfrontiert.

Wie viel wollen Therapeuten eigentlich detailliert wissen? In Supervisionen und Fortbildungen gibt es ein Schwanken zwischen (öffentlich thematisierbarem) Entsetzen und (tabuisierter) sexueller Erregung bzw. einer Angst genau davor – so als sei das Begehren kindlicher Unschuld infektiös. Über erotische und sexuelle Regungen von Therapeuten in Therapien ist sehr wenig zu lesen. Die wenigen Fundstellen (u.a. *Latza* 1991; *Massing/Wegehaupt* 1992; *Hirsch* 2010) beziehen sich oft auf berufliche-ethische Normen. In meiner Tätigkeit habe ich viele sexuelle Enactments zwischen Patienten und Therapeuten, bzw. therapeutischem Personal begleitet – zu viele, um sie allein auf pathologische Einzelfälle zurückführen zu können.

Eine ungenügende Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität, den gesellschaftlichen Diskursen, Tabus, Thematisierungsverböten und raschen Verurteilungen bzw. deren Antizipation verhindern Diskurse und machen Therapeuten bei eben jenen eigenen (Er-)Regungen einsam. Hierin könnte ein Moment liegen, das auf Dauer von der Phantasie über sexuelle Handlungen in die Wirklichkeit führt. Das in der professional community zu thematisieren, braucht Mut – und die Bereitschaft von Kollegen, zuzuhören und zu akzeptieren, dass es solche Regungen gibt – und dass sie nicht ab-artig, sondern allzu menschlich sind. Mehr Menschlichkeit, Hominität (*Petzold* 2003) ist es, die in den derzeitigen Diskursen um die Behandlung pädophiler Menschen fehlt.

Man kann in der Psychotherapie mit pädophilen Klienten, die höhere Rückfallraten aufweisen als sexuelle Missbraucher (*Nedopil* 2007) auch individualpräventiv arbeiten: Immerhin bedeuten Rückfalldelikte oft jahrelange, heute jahrzehntelange geschlossene Unterbringung, so dass diese Täter viel zu verlieren haben und dadurch ein erstes gemeinsames Ziel möglich wäre. Die wichtigere Frage aus meiner Sicht in der Therapie lautet aber: Was können Pädophile durch eine psychotherapeutische Behandlung gewinnen?

Für diese Klienten lassen sich Risikofaktoren beschreiben, die zu Gefährdungen führen; Therapeuten sollten allerdings auch nach salutogenen Faktoren (*Antonovsky* 1997, *Hahn* 2007) suchen, die diesen Risikofaktoren gegenüber gestellt werden können. Die Gesellschaft erwartet von diesen Klienten einen Verzicht – was kann ihnen an Positivem geboten werden, damit sich die Veränderung „lohnt“. Dort, wo Therapeuten sich der Behandlung solcher Klienten verweigern, lassen sie die Betroffenen im Stich: ihre psychische Dynamik treibt Pädophile – auch weil eine psychotherapeutische Behandlung verweigert wird – in neue Delikte.

Zusammenfassung: „Im Stich gelassen“ - Besonderheiten in der Therapie pädophiler Männer

Die Arbeit befasst sich mit Ursachen für die mangelnde Bereitschaft zur ambulanten psychotherapeutischen Versorgung von Pädophilen durch Vertragspsychotherapeuten, aber auch unter Integrativen Therapeuten ist die Bereitschaft zur Behandlung gering. Die Gründe dafür liegen in gesellschaftlichen Diskursen, die nicht hinterfragt werden, aber Therapeuten prägen. Dabei ist eine Behandlung pädophiler Patienten möglich. Dies erfordert praktische und ethische Konsequenzen.

Schlüsselwörter: Pädophilie, ambulante Psychotherapie, Behandlungsethik, Widerstände bei Therapeuten, gesellschaftliche Diskurse

Summary: „Abandoned“ – Special Features in Psychotherapy with Paedophiles

The article deals with the missing availability of outpatient treatment for paedophiles. Hardly a therapist in the general health system wants to treat these patients. Unreflected social beliefs lead Integrative Psychotherapists to refuse treatment of these patients, too. But treatment is possible. This challenges the professional community to react ethically and practically.

Keywords: Paedophiles, outpatient psychotherapy, treatment ethics, therapist's resistance, social discourse

Literatur

- Antonovsky Aaron* (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Beck Ulrich* (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp tb.
- Beck Ulrich* (2007): Weltrisikogesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp tb.
- BKA Bundeskriminalamt* (2009): Polizeiliche Kriminalstatistik. Über: www.bka.de/pks/
- Buss David M.* (2004, 2. Auflage): Evolutionäre Psychologie. München: Pearson Studium.
- Ciampi Luc* (1997): Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dallmann Hans-Ulrich* (2011): „Fürsorgliche Belagerung“ – ethische Dilemmata der Früherkennung und Frühintervention. Unveröffentlichter Vortrag.
- Dannecker Martin* (1996): Sexueller Missbrauch und Pädosexualität. In: *Volkmar Sigusch* (Hg.): Sexuelle Störungen und ihre Behandlung. Stuttgart, New York: Thieme-Verlag.
- Dudeck Martina* (2011): Psychische Folgeschäden bei Delinquenzopfern: Generalisierbares Wissen und individueller Nachweis. Vortrag auf dem 40. Symposium des Instituts für Konfliktforschung Köln e.V. (im Druck).
- Egg Rudolf* (2009): Viktimisierung. Das Risiko, Opfer einer Straftat zu werden. In: *Dauer S, Doberenz R, Orth C, Teichert G* (Hg.): Rechtspsychologie zwischen Politik, Justiz und Medien. Lengerich: Pabst, 124 – 135.
- Elsner Klaus & König Andrej* (2010): Evaluation der Behandlung sexuell übergriffiger strafenmündiger Jungen. In: *Kindesmisshandlung und -vernachlässigung*. Jg. 13, Heft 1, S. 20 - 43
- Fegert Jörg M.* (2004) Wahrheitsfindung im Kinderschutz. Unveröffentlichter Vortrag St. Gallen. Download unter (http://www.uniklinik-ulm.de/fileadmin/Kliniken/Kinder_Jugendpsychiatrie/Praesentationen/fe_Skr_Wahr_fin_Kinderschutz.pdf).
- Fischer Gottfried & Riedesser Peter* (1998): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München-Basel: UTB-Reinhardt Verlag.

- Foucault Michel* (1983, 14. Auflage): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt/M: suhrkamp tb.
- Foucault Michel* (1989): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Frankfurt/M: suhrkamp tb.
- Frommel Monika* (2008): Die Konsequenzen der Hirnforschung im Sanktionenrecht. In: *Irmgard Rode, Heinz Kammeier, Mathias Leipert* (Hg.): Paradigmenwechsel im Strafverfahren. Neurobiologie auf dem Vormarsch. Schriftenreihe des Instituts für Konfliktforschung Bd. 30. Münster: LIT-Verlag.
- Habermeyer Viola, Sachsse Ulrich* (2009): Editorial zum Schwerpunktheft „Kann Psychotherapie bei Persönlichkeitsstörungen schaden?“ *Persönlichkeitsstörungen* 13, 1 – 2.
- Hahn Gernot* (2007): Rückfallfreie Sexualstraftäter. Salutogenetische Faktoren bei ehemals im Maßregelvollzug behandelten Patienten. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Hare Robert* (2005): Gewissenlos. Die Psychopathen unter uns. Heidelberg: Springer-Verlag.
- Hirsch Mathias* (2010): Sexualität von Therapeuten und Gegenübertragung. In: *Persönlichkeitsstörungen* 14, 211 – 22.
- Hoffmann, Rainer* (1996): Die Lebenswelt der Pädophilen. Rahmen, Rituale und Dramaturgie der pädophilen Begegnung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kliche Thomas* (1999): „Kinderschänder“, das Böse und die Sicherheit. Soziale Repräsentationen von Psychologie und Psychotherapie im Diskurs über Kindesmissbrauch in deutschen Printmedien 1997 – 1998. In: *Ira Rietz, Thomas Kliche, Svenja Wahl* (Hg.): Das Image der Psychologie. Lengerich: Pabst Science Publishers, 108 - 130 .
- Kobbé Ulrich* (2010): Verbrechen und Strafen: Beccaria con Foucault. Eine Re-Lektüre rechts- und gesellschaftsphilosophischer Fragen. In: *Psychologie & Gesellschaftskritik*. 34. Jg. 2010. Heft 3, 7 - 37.
- Latza Berit* (1991): Psychotherapie im Strafvollzug mit Sexualdelinquenten: In: *Rotthaus Wilhelm* (Hg.): Sexuell deviantes Verhalten Jugendlicher. Dortmund: dgvt-Verlag, 211 – 225.
- Lautmann Rüdiger* (1994): Die Lust am Kind. Portrait des Pädophilen. Hamburg: Klein-Verlag.
- Leygraf Norbert* (1999): Probleme der Begutachtung und Prognose bei Sexualstraftätern. In: *Rudolf Egg* (Hg.): Sexueller Missbrauch von Kindern. Täter und Opfer. Wiesbaden: Eigenverlag KrimZ.
- Märtens Michael, Petzold Hilarion G.* (Hg.) (2002): Therapieschäden. Risiken und Nebenwirkungen von Psychotherapie. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag.
- Massing Almuth, Wegehaupt Hartmut* (1987). Der verführerische und der verführte Analytiker. Bemerkungen zur sexuellen Gegenübertragung. In: *Almuth Massing, Inge Weber* (Hg.): Lust & Leid. Sexualität im Alltag und alltägliche Sexualität. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag.
- Nedopil Norbert* (2007): Forensische Psychiatrie. Klinik, Begutachtung und Behandlung zwischen Psychiatrie und Recht. Stuttgart-New York: Thieme
- Petzold Hilarion G* (2003, 2. überarbeitete Auflage): Integrative Therapie. Modelle, Theorien & Methoden einer schulenübergreifenden Psychotherapie. 3 Bd. Paderborn: Junfermann-Verlag.
- Pfäfflin Friedemann* (1978): Vorurteilsstruktur und Ideologie psychiatrischer Gutachten über Sexualstraftäter. Stuttgart: Enke-Verlag.
- Pfäfflin Friedemann* (1996): Stellungnahme zur Anhörung des Rechtsausschusses zu den Möglichkeiten und Strategien für einen verbesserten Schutz vor rückfälligen Sexualstraftätern. In: Sekretariat des Rechtsausschusses des Deutschen Bundestages, Protokoll vom 08.10.1996.
- Pfäfflin Friedemann* (1999): Ambulante Behandlung von Sexualstraftätern. In: *Rudolf Egg* (Hg.) (1999): Sexueller Missbrauch von Kindern. Wiesbaden: Eigenverlag der Kriminologischen Zentralstelle e.V.
- Pfäfflin Friedemann, Kächele Horst* (2001): Positive und negative Wirkfaktoren von Psychotherapien. In: *WsFPP* 8. Jg., Heft 2, 69 – 91.
- Pfäfflin Friedemann, Kächele Horst* (2005): Sollten nicht nur Patienten, sondern auch Psychotherapeuten diagnostiziert werden? In: *Kernberg O F, Dulz B, Eckert J*: WIR: Psychotherapeuten über sich und ihren „unmöglichen“ Beruf. Stuttgart: Schattauer, 470 – 483.

- Pfäfflin Friedemann* (2006): Mängel im Prognosegutachten. In: *Barton Stephan* (Hg.) (2006): „...weil er für die Allgemeinheit gefährlich ist!“. Prognosegutachten, Neurobiologie, Sicherungsverwahrung. Baden-Baden: Nomos.
- Pfäfflin Friedemann* (2007): Sexualstraftäter und Moral Panic. In: *WsFPP* 14. Jg. Heft 1, 33 – 59.
- Pollähne Helmut* (2011, im Druck): Vortrag auf dem 40. Symposium des Instituts für Konfliktforschung. Köln e.V.
- Sartorius A, Ruf M, Kief C, Demirakca T, Bailer J, Ende G, Henn F A, Meyer-Lindenberg A, Dressing H* (2008): Abnormal Amygdala Activation Profile in Pedophilia. In: *Eur Arch Psychiatry Clin Neurosci* 258, 271 – 277.
- Rauchfleisch Udo* (2011): Lug und Trug der Patienten. In: *Persönlichkeitsstörungen*. 15. Jg., 87 – 91.
- Rüger Ulrich* (2009): Über unreflektiertes Funktionalisieren von Patienten in der Psychotherapie und seine schädlichen Auswirkungen. In: *Persönlichkeitsstörungen*. 13, 31 – 41.
- Rutschky Katharina* (1992): Erregte Aufklärung. Kindesmissbrauch. Fakten und Fiktionen. Hamburg: KleinVerlag.
- Sachse Ulrich* (2011): Machen wir uns nichts vor! Lug und Trug in der therapeutischen Beziehung. In: *Persönlichkeitsstörungen*. 15, 92 – 102.
- Schetsche Michael* (1993): Sexualkontakte zwischen Erwachsenen und Kindern als soziales Problem. In: *Soziale Probleme* 4. Jg. Heft 1, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Schiepek Günter* (2004): Neurobiologie der Psychotherapie. Stuttgart: Schattauer.
- Schiffer Boris* (2006): Neuronale Systeme in der Steuerung von normalem und deviantem Sexualverhalten. Herbolzheim: Centaurus Verlag.
- Sigusch Volkmar* (2002): Kritische Sexualwissenschaft und die Große Erzählung vom Wandel. In: *Schmidt Gunter, Strauß Bernhard* (Hg.) (2002): Sexualität und Spätmoderne. Über den kulturellen Wandel der Sexualität. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Schulze Gerhard* (2011): Krisen. Das Alarmdilemma. Frankfurt/M.: S. Fischer Wissenschaft.
- Stadler Lena, Bieneck Steffen & Pfeiffer Christian* (2012): Repräsentativbefragung Sexueller Missbrauch 2011 (KFN-Forschungsbericht; Nr.: 118). Hannover: KFN. Kostenloser Download unter:(<http://www.kfn.de/versions/kfn/assets/fob118.pdf>).
- Staemmler Frank M.* (2009): Das Geheimnis des Anderen – Empathie in der Psychotherapie. Wie Therapeuten und Klienten einander verstehen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stern Daniel N.* (2005): Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Stiels-Glenn Michael* (2005): Herausforderung Pädophilie: Unbehandelbar - oder wie könnte eine Behandlung aussehen? In: *Michael Osterheider* (Hg.): 19. Eickelborner Fachtagung - Forensik 2004 - Aufbruch oder Stillstand. Dortmund: Psychogen-Verlag.
- Stiels-Glenn Michael* (2009): „Er hat sich einer Behandlung seiner Pädophilie zu unterziehen!“ Ausgewählte Diskurse und Daten zur ambulanten psychotherapeutischen Versorgung von pädosexuellen Straftätern. Nicht veröffentlichte Masterthese DUK Krems/Austria.
- Stiels-Glenn Michael* (2010): Zur ambulanten psychotherapeutischen Versorgung pädosexueller Patienten. In: *Recht & Psychiatrie*, 28. Jg. Heft 2, 74 – 80
- Stiels-Glenn Michael* (2012): „Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.“ In: *Kindesmisshandlung und -vernachlässigung*. 15. Jg., 30 – 43.
- Trott Götz-Erik* (2005): Sexueller Kindesmissbrauch und seine Folgen. In: *Gerhard Nissen, Herbert Csef, Wolfgang Berner, Frank Badura* (Hg.) (2005): Sexualstörungen. Ursachen-Diagnose-Therapie. Darmstadt: Steinkopff Verlag.
- Vogt Horst* (2006): Pädophilie. Leipziger Studie zur gesellschaftlichen und psychischen Situation pädophiler Männer. Lengerich: Pabst.
- Walter Michael* (2003): Der Einfluss der Öffentlichkeit und der Medien auf Begutachtung, Rechtsprechung und Rechtspolitik. In: *Frank Häßler, Elizabeth Rebernick, Kathleen Schnoor, Detlef Schläfke, Jörg M. Fegert* (2003): Forensische Kinder- Jugend- und Erwachsenenpsychiatrie. Aspekte der forensischen Begutachtung. Stuttgart, New York: Schattauer, 226 – 230.

- Weber Hartmut Michael, Narr Wolf-Dieter* (1997): Der Ruf nach Verschärfung des Sexualstrafrechts: politische Implikationen eines Bedrohungsszenarios. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Jg. 42, H. 3, S. 313-322,
- Wendt Frank, Kröber Hans-Ludwig* (2005): Lebensverläufe und Delinquenz von älteren Pädophilen. In: *Z Sexualforsch.* 18. Jg., 115 – 134.
- Windzio Michael, Simonson Julia, Pfeiffer Christian, Kleimann Matthias* (2007): Kriminalitätswahrnehmung in der Bevölkerung. Welche Rolle spielen die Massenmedien?
- Wöller Wolfgang* (2006): Trauma und Persönlichkeitsstörungen. Psychodynamisch-integrative Therapie. Stuttgart: Schattauer.
- Zilbergeld Bernie* (2000): Männliche Sexualität. Was (nicht) alle schon immer über Männer wussten. Tübingen: DGVT-Verlag.
- Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen* -Forschungsbericht Nr. 103. (Download kostenlos über: <http://www.kfn.de/versions/kfn/assets/fb103.pdf>)

Korrespondenzadresse:

Michael Stiels-Glenn, MA, MSc

Kunibertstraße 37
45657 Recklinghausen
Deutschland

E-Mail-Adresse:

Stiels.glenn@gmail.com

Buchbesprechungen

Brigitte Schigl (2012): Psychotherapie und Gender. Konzepte. Forschung. Praxis. Welche Rolle spielt die Geschlechtszugehörigkeit im therapeutischen Prozess?

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer, 215 Seiten

„Alle Aussagen über Gender sind Aussagen über uns selbst“ (S. 177).

Geschlechterdifferenz, die gesellschaftliche Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit, ihre Komplementarität und Asymmetrie, durchdringt und bestimmt die individuelle Ebene von Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln, die sozialen Erfahrungen und globalen Strukturen und die Symbolik unserer Kultur. Als strukturierende Kategorie im Lebensalltag ist sie ständig präsent und wird in sämtlichen Interaktionen und Dialogen immer wieder neu reproduziert. Trotz vieler Lippenbekenntnisse sind wesentliche Segregationsindizes (zu Gesundheit, Berufstätigkeit etc.) in den letzten Jahrzehnten in vielen Bereichen konstant geblieben (vgl. *Rommelspacher* 2002). Auch der therapeutische und beraterische Raum ist „kein extraterritorialer, in dem nach objektiven Regeln diagnostiziert und interveniert wird. Vielmehr ist auch er Ausdruck eines bestimmten kulturellen Normgefüges“ (*Rommelspacher & Wachendorfer* 2008, 1338). Bereits die Bereitschaft, psychosoziale Hilfe in Anspruch zu nehmen, ist daher stark geschlechtsspezifisch stratifiziert. Der Mainstream der Psychotherapieforschung und -praxis in den deutschsprachigen Ländern blieb davon jedoch lange unberührt. Feministische Therapie- und Beratungsansätze widmeten sich als erste der bewussten Anerkennung und Berücksichtigung der Ungleichheit der Geschlechter. Erst langsam wird auch begonnen, das Phänomen Geschlecht in den einzelnen Therapie- und Beratungsrichtungen durchzudeklinieren. Umso verdienstvoller ist es, mit welcher Leidenschaft sich *Brigitte Schigl* dieser anspruchsvollen Aufgabe im Bereich der Integrativen Therapie und darüber hinaus widmet. Sie bietet damit auf theoretischer wie praktischer Ebene nicht nur einen differenzierten Einblick in den Status quo, sondern entwickelt auch innovative Zugänge für eine genderkompetente psychotherapeutische Praxis.

Autorin

Dr. *Brigitte Schigl* ist Psychologin und Psychotherapeutin für Integrative Gestalttherapie und Integrative Therapie, verfügt über eine Weiterbildung in frauenspezifischer Psychotherapie sowie über eine Ausbildung in Psychotraumatologie (EMDR) und Akut- bzw. Notfallpsychologie. Sie arbeitet beratend wie auch psychotherapeutisch mit KlientInnen und PatientInnen, bietet jedoch auch Therapiegruppen, Seminare, Beratung und Fortbildungen sowie Supervision und Coaching an. Zudem ist sie als Lektorin an der Universität Graz sowie lehrend und forschend am Department für Psychotherapie und Biopsychosoziale Gesundheit der Donau-Universität Krems

tätig. Dort leitet sie auch den Universitätslehrgang Supervision und Coaching und wirkt als Lehrtherapeutin am Fachspezifikum Integrative Therapie mit.

Aufbau und Inhalt

Geschlechtsidentität kann heutzutage nicht mehr als etwas Eindeutiges, Geradliniges und Widerspruchsfreies begriffen werden, ist jedoch in allen Bereichen des Lebensalltages und seinen dort stattfindenden Interaktionen als strukturierende Kategorie präsent. Als Hintergrundfolie, auf der Genderphänomene in der Psychotherapie betrachtet werden, wählt die Autorin im vorliegenden Buch die Integrative Therapie. Entlang des Ordnungsschemas des dieser Ausrichtung zugrunde liegenden „Tree of Science“ (Petzold 2003) werden auf drei verschiedenen Theorieabstraktionsebenen metatheoretisch, realexplicativ und praxeologisch die zentralen Aspekte rund um das Thema Gender zusammengetragen und geordnet. Die Autorin begreift dabei konsequent Konstitutionsprozesse von Geschlecht als individuelle Entwicklungs- und Aneignungsprozesse, die sich in steter Wechselwirkung mit strukturellen Prozessen auf sozialer, ökonomischer und gesellschaftlicher Ebene befinden und sich in kollektiven Annahmen über Männlichkeit und Weiblichkeit spiegeln (S. 29; vgl. auch Frey Steffen 2006).

Diese konsequente Sichtweise setzt sich in einer ebenso konsequenten Perspektive auf Psychotherapien und psychotherapeutische Prozesse als Interaktionsgeschehen fort. TherapeutInnen zu vermitteln, dass die Kategorie Geschlecht dabei eine wesentliche Rolle spielt, gehört zu den ausdrücklichen Zielen des Buches. Vor allem aber macht die Autorin die Ergebnisse und Theorien zur Bedeutung des Themas Gender in der Psychotherapie aus der feministischen Theoriebildung und dem Genderdiskurs für die PsychotherapeutInnen zugänglich und bereitet sie in Form konkreter Hinweise für die dortige Praxis auf.

Als Herzstück ihres Buches entwickelt sie entlang dieser Zielsetzung nach einem sorgfältigen Überblick über metatheoretische und therapietheoretische Abhandlungen zum Thema Gender unter Einbezug eines beachtlichen Literaturspektrums gezielt Anregungen für die konkrete Praxis vor Ort. Unter dem Titel Differenz und Doing Gender in der Praxis dekliniert sie dabei die Bedeutung von Gender in Bezug auf die Beziehungsgestaltung, die Diagnostik und den Heilungserfolg, die Dynamik im psychotherapeutischen Prozess und die Geschlechterkonstellationen durch. Als spezifische Themen, bei denen das Augenmerk besonders auf Genderaspekte gelegt werden sollte, nennt sie u.a. Sexualität, Körper- und Leibaspekte, Machtkonstellationen, risikoreiches Verhalten und Selbstverletzungen sowie Problemkonstellationen entlang der Arbeitsteilung und der gesellschaftlich vermittelten Geschlechterstruktur. Sie fundiert ihre Ausführungen im darauf folgenden Kapitel mit zahlreichen Ergebnissen aus der Gender- und Psychotherapieforschung.

Im letzten Kapitel bündelt die Autorin die bisher vorgestellten Erkenntnisse im Sinne

pragmatischer Techniken und Vorgehensweisen im Umgang mit dem Phänomen Gender in der Psychotherapie und entwickelt eine Reihe von Hinweisen zur Gestaltung einer genderkompetenten und -sensiblen Praxis. Mit der zuvor getroffenen Unterscheidung in geschlechtsspezifische Praxis, gendersensible und geschlechtsreflektierende Praxis sowie genderkompetente Praxis (S. 92) bietet die Autorin dort das Werkzeug für eine anspruchsvolle Umsetzung aller bis dahin entfalteten Gedanken. Von allgemeineren Überlegungen bis hin zu einem Katalog, in dem Punkt für Punkt der Aufmerksamkeitsfokus auf die verschiedenen Prozessphasen und Situationen der Therapie in Bezug auf das Thema Gender geworfen werden kann, entfaltet sich eine breite Palette. „Gender matters“ (S. 106) bei der Wahl der TherapeutInnen, im Erstkontakt, bei der Diagnostik, bei den Zielvereinbarungen, bei der Auswahl der jeweiligen Arbeitsmodi und der gesamten Beziehungsgestaltung. Daran kommt man bei der Lektüre des vorliegenden Buches nicht vorbei.

Diskussion

Die Autorin reflektiert das Verhältnis von Gender und Psychotherapie sehr differenziert und vielschichtig und verarbeitet dabei ein beachtliches Spektrum an Literatur. So reflektiert sie die Paradigmen von Differenz und Gleichheit in der feministischen Theorie im Hinblick auf ihre Gleichzeitigkeit und Ergänzungsdimensionen – je nach Wahl des spezifischen Betrachtungswinkels (vgl. auch *Gildemeister & Robert* 2008) –, verfolgt den Interaktionsbegriff zurück bis *Berger* und *Luckmann* (1969) und liefert eine sorgfältige Rezeption des Doing-Gender-Modells (S. 34) von *West* und *Zimmermann* (1987), um nur einige Beispiele zu nennen. Auch der Diversitätsdiskurs, die Einbettung in aktuelle Diskurse zur Bedeutung der Intersektionalität und die Bedeutung der Gefahr der Reifikation der Geschlechterdimension durch Forschungs- und Praxisaktivitäten kommen nicht zu kurz. Dass man dabei einige bedeutsame Namen wie *Rommelspacher* und *Maihofer* vermissen kann, erweist sich bei dem Pensum an verarbeiteter Literatur als randständig.

Mit dieser differenzierten Rezeption verlässt die Autorin den „Boden von Schuldzuschreibungen, wie sie in den Anfängen feministischer Forschungen erfolgten“ (S. 43; vgl. auch *Thürmer-Rohr* 2004) und bietet einen authentischen Einblick in die Entwicklung der feministischen Psychotherapie und Beratung (S. 85 ff.). Abschließend (S. 189 ff.) stellt sie vier grundlegende Forderungen: (1) den bisherigen Kenntnisstand durch differenzierte Forschung ausweiten, (2) Therapietheorie ‚gndern‘, (3) TherapeutInnen und BeraterInnen genderkompetenter machen und (4) Metareflexion. Bei aller Vielfalt geht der Bezug auf die Bedeutung der psychotherapeutischen Interaktion und auf das Beziehungsgefüge, auf den Korrespondenzprozess zwischen PatientIn und PsychotherapeutIn nie verloren. Heilungserfolg kann als „Modifikation des impliziten Beziehungswissens und -verhaltens der PatientInnen verstanden werden“ (S. 75), so die Autorin. Der starke Bezug auf die Integrative Therapie ist an

dieser Stelle und auch durchgängig sichtbar und spürbar und hätte eventuell im Titel des Buches deutlicher werden können, da er ja neben der Fokussierung auf eine bestimmte Zielgruppe auch eine besondere Qualität der Reflexion in sich birgt. Dass die anderen Grundorientierungen der Psychotherapie daher nicht auch noch in dem umfassenden Werk abgehandelt werden, verstünde sich dann auch besser von selbst.

Fazit

Geschlecht stellt im psychotherapeutischen Geschehen „eine Strukturvariable“ (S. 78) dar. Die Allgemeingültigkeit der zugrunde liegenden Theorien, Praxeologien und Erklärungsmodelle immer wieder infrage zu stellen und damit eine Hinterfragung der alltäglichen Praxis zu ermöglichen, eröffnet stetig neue Perspektivwechsel, die „den Standort des Therapeuten als eines neutralen, objektiven hinterfragen“ (Rommelspacher & Wachendorfer 2008, 1344). Der Autorin gelingt dieses Experiment in Bezug auf die Psychotherapie äußerst vielgestaltig und umfassend. Es ist zwar unvermeidlich, dass wir immer aus „einer Position kultureller Verortung heraus auf die kulturelle Zugehörigkeit des jeweils anderen“ reagieren (*ibid.*, 1347), man kann es aber zur Aufgabe machen, dies stets aufmerksam zu hinterfragen und zu reflektieren. Dazu bietet das Buch an fast jeder Stelle Möglichkeiten. „Gelungene Therapie weist über entscheidende Stereotypschienen hinaus“ (S. 176) – im Sinne eines Einlassens auf „plurale Identitäten“ (Perko 2007; ursprünglich Arendt 2002).

Literatur

- Arendt Hannah (2002): Denktagebuch 1950-1973. 2 Bände. München: Piper.
- Berger Peter L. & Luckmann Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt: Fischer. (Amerikanisches Original erschienen 1966).
- Frey Steffen Therese (2006): Gender. Leipzig: Reclam.
- Gildemeister Regine & Robert Günther (2008): Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive: Interaktion – Institution – Biographie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Perko Gudrun (2007): Queer-Theorien: Dekonstruktion von Identitätspolitik und das Modell der Pluralität. *Philosophie der Psychologie - e-journal*, März 2007. Verfügbar unter: <http://www.jp.philo.at/texte/PerkoG1.pdf> [19.08.2011].
- Petzold Hilarion G. (2003): Integrative Therapie. 3 Bände. Paderborn: Junfermann.
- Rommelspacher Birgit (2002): Verschleierte Unterschiede. *taz*, 08.03.2002, S. 20.
- Rommelspacher Birgit & Wachendorfer Ursula (2008): Interkulturelle Therapie. In: Matthias Hermer & Bernd Röhrle (Hg.), Handbuch der therapeutischen Beziehung. Band 2: Spezieller Teil (S. 1337-1360). Tübingen: dgvt.
- Thürmer-Rohr Christa (2004): Mittäterschaft von Frauen: Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung. In: Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (S. 85-90). Wiesbaden: VS.
- West Candace & Zimmermann Don H. (1987): Doing Gender. *Gender & Society*, 1(1), 125-151.

Prof. Dr. Silke Birgitta Gableitner

Gernot Hahn, Michael Stiels–Glenn (Hg.) (2010): „Ambulante Täterarbeit – Intervention, Risikokontrolle und Prävention“

Köln: Psychiatrie Verlag, 400 Seiten

Den beiden Herausgebern dieses Buches, *Gernot Hahn* und *Michael Stiels-Glenn*, ist mit ihren Mitautoren und Mitautorinnen eine differenzierte und differenzierende Darstellung zur ambulanten Täterarbeit in Deutschland gelungen. Die Vielfalt und *Mehrperspektivität* der unterschiedlichen Kapitel in diesem Buch hängen auch damit zusammen, dass die Täterarbeit aus der Sicht unterschiedlicher Professionen betrachtet wird und dementsprechend die Komplexität des Feldes dem Leser/der Leserin sehr deutlich vermittelt wird.

Kritisch anzumerken ist, dass die „Männerberatung“ und die „Kinderschutzarbeit“ in dem Buch komplett fehlen, zwei Arbeitsfelder, die auch in Deutschland existieren und meines Wissens in der Entwicklung zu diversen Arbeitskonzepten mit Tätern einiges beizutragen hätten.

Das einführende Kapitel der beiden Herausgeber zu einem umfassenden *Störungsverständnis* in der Arbeit mit Tätern, spiegelt meines Erachtens die integrativ therapeutische Grundhaltung wider, die in diesem Buch wie ein roter Faden immer wieder spürbar wird. D.h. das Recht des Täters auch auf eine fundierte psychotherapeutische Beziehung und Behandlung, die auf dem neuesten Stand der Forschung sein sollte und demnach beispielsweise neurowissenschaftliche Befunde, sowie auch traumatheoretische Behandlungsansätze integriert.

Meiner Erfahrung nach ist die Gefahr sehr groß, dass die Täterarbeit und deren Bedeutung für den Opferschutz aufgrund gesellschaftlicher Stigmatisierungsprozesse dieser Zielgruppe in ihrer fachlichen Entwicklung stagniert. Die medial inszenierte Täter-Opfer-Dynamik trägt das ihre dazu bei: Täterarbeit wird in diesem Fall ausschließlich zu einer Kontrollmaßnahme reduziert. Aus fachlicher Sicht ist dies sehr bedenklich, dieses Handbuch macht mir jedoch wieder etwas Hoffnung, den psychotherapeutischen Diskurs gerade in der ambulanten Täterarbeit wieder stärken zu können.

Auch der Beitrag „*Zum Umgang mit Rückfällen in der ambulanten Psychotherapie mit Sexualstraftätern*“ von *Stiels-Glenn* hat mich inhaltlich sehr überzeugt und zum Weiterdenken angeregt. In dem Abschnitt „Übergänge“ werden in fünf Einzelbeiträgen der Übergang zwischen Haft und Entlassung thematisiert. Die „forensische Nachsorge“, die seit 2007 in Deutschland in einem Bundesgesetz verankert ist, wird in diesen Beiträgen aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet. Aus fachlicher Sicht hat mich der Beitrag von *Knapheide* angesprochen, in dem die „*Behandlung intelligenzgeminderter und entwicklungsverzögerter Patientinnen und Patienten*“ erörtert wird: eine vernachlässigte Thematik in der Täterarbeit.

Im nächsten Abschnitt „Ambulante Hilfen“ werden in drei Einzelbeiträgen unterschiedliche Angebote der ambulanten Täterarbeit dargestellt. In dem darauf folgenden Kapitel über „Tätergruppen“ finden sich wieder sehr fundierte Beiträge, die mich inhaltlich sehr angesprochen haben. Allen voran der Beitrag von *Munding*, „*Tatort Internet: im Spannungsfeld von Justiz und Tätertherapie*“: diese Thematik bedarf meines Erachtens unter Fachleuten einer besonderen Auseinandersetzung, da ich hier eine zahlenmäßige Zunahme erkenne, vor allem unter Burschen und Männern, die meines Erachtens ein Anlass zur „Sorge“ ist.

Im letzten Abschnitt des Buches haben sich die Herausgeber für die „Primärprävention“ entschieden. Der Beitrag „*Präventive Behandlung nicht justizbekannter Männer mit pädophiler Präferenzstörung*“ der Berliner Charité zeigt eindrücklich auf, wie fundiert und vielfältig die ambulante Arbeit mit Menschen sein kann, die eine pädophile Neigung in sich spüren und verantwortungsvoll damit umgehen möchten.

Im Abschlusskapitel „*Diskussion und Ausblick*“ runden die beiden Herausgeber das Fachbuch sorgfältig ab.

Ich für mich habe das Buch inhaltlich als große Bereicherung erlebt. Ich wünsche dem Buch noch viele neugierige und interessierte Leser und Leserinnen, die sich mit dem Thema „ambulante Täterarbeit“ auseinandersetzen wollen.

Mag. Martin Schölzhorn
office@schoelzhorn-praxis.at

Sigmund Freud, Martha Bernays (2011): Die Brautbriefe 1882 –1886. Band 1: Sei mein, wie ich mir’s denke. Herausgegeben von Gerhard Fichtner, Ilse Grubrich-Simitis und Albrecht Hirschmüller.

Frankfurt am Main: S. Fischer. 625 Seiten.

Um das *Freud*-Jahr 2006 herum, es jährte sich damals *Freuds* Geburtstag zum 150. Mal, erfolgte eine Reihe von *Freud*-Korrespondenz-Editionen, die seine Briefe an Familienmitglieder enthalten, so die Briefe an die Kinder „Unterdeß halten wir zusammen“, den Briefwechsel mit seiner Schwägerin *Minna Bernays*, oder die Reisebriefe „Unser Herz zeigt nach dem Süden“. Heute liegt nun der erste Band der „Brautbriefe“ vor, *Freuds* Briefwechsel mit seiner Braut *Martha Bernays*, die damals in Hamburg Wandsbek lebte, und mit ihr *Freud* bis zur Heirat 1886 vier Jahre lang verlobt war.

Die Brautbriefe bilden ein umfangreiches und anspruchsvolles editorisches Projekt. Sie sind auf fünf Bände projektiert. Die ausgezeichnete, Hintergründe erhellende Einleitung der Brautbriefe verfasste *Ilse Grubrich-Simitis*.

Sigmund Freud war bekanntlich ein passionierter Briefeschreiber. Sein immenses Briefvolumen ist im Kontext seines großen Geltungs- und Mitteilungsbedürfnisses, seiner unglaublichen Arbeitsdisziplin und nicht zuletzt seines außerordentlichen Fleißes zu verstehen. Er verbrachte jeden Abend mehrere Stunden mit Briefeschreiben.

Die Edition der Brautbriefe fügt sich in den aktuellen Trend, *Freud* jenseits der Ikonographie als einen Menschen darzustellen. *Freud* hatte bekanntlich zeitlebens versucht, nur ein bestimmtes Bild von sich der Öffentlichkeit zu vermitteln. Er wollte Kontrolle über das behalten, was über ihn an die Öffentlichkeit dringen könnte.

So schrieb er nicht ohne sichtliche Freude an seine Braut, dass seine „zum Unglück geborenen“ Biographen sich plagen sollen. *Freud* wollte es ihnen nicht zu leicht machen. „Jeder soll mit seinen Ansichten über die Entwicklung des Helden recht behalten, ich freue mich schon, wie sie sich irren werden“ (zit. nach *Appell* 1986).

Seine Diskretion, sein Stil der Zensur von potentiell Unliebsamem und Gefährlichem wurde von seinen Erben und Nachlassverwaltern konsequent fortgesetzt. In dieser Angelegenheit ist insbesondere das Wirken seiner jüngsten Tochter und Statthalterin *Anna Freud* zu würdigen, aber auch das des *Freud*-Archiv-Verwalters *Kurt Eissler*. Ging doch ein Großteil von deren später Sorge und Bemühung dahin, zu verhindern, dass unliebsame Dokumente aus dem Nachlass veröffentlicht würden. Sie fürchteten, die Dokumente könnten benutzt werden, den Ruf *Freuds* herabzusetzen. Die Hagiographie der organisierten Psychoanalyse, allen voran der von der Familie mit der Denkmalserrichtung beauftragte Biograph *Ernest Jones*, hatte ein geradezu heroisches, jedenfalls verehrungswürdiges, aber letztlich undurchsichtiges und auch nicht immer wahrheitsgetreues Bild von *Freud* gezeichnet (*Schuch* 2009).

Der Briefwechsel gibt Einblick in die Verhältnisse, in denen sich junge Leute des jüdischen Bürgertums im 19. Jahrhundert begegnen und paaren konnten. Im speziellen Fall trafen zwei Menschen aufeinander und verliebten sich ineinander, die jüdischen Familien (*Dührssen* 1994) entstammten, wie sie unterschiedlicher kaum sein konnten. *Martha Bernays* entstammte einer arrivierten, wohlhabenden Hamburger Familie von eher großbürgerlichem Zuschnitt. Ihr Großvater war ein bekannter Rabbi. Entsprechend spielte die Religion eine gewisse Rolle. In dieser Familie wurde auf Bildung geachtet. Sie sprachen im Hochdeutschen miteinander. *Sigmund Freud* entstammte hingegen einer verarmten ostjüdischen Händlerfamilie, die nach Wien gezogen war. Seine Familie hatte das kulturelle Milieu des Ostjüdischen wohl nie ganz verlassen. *Freuds* Mutter soll nur des Jiddischen mächtig gewesen sein. *Sigmund* wuchs in beengten Verhältnissen auf. Geldnot gestaltete den Alltag. Die Erfahrung des Wiener Antisemitismus kam als weitere prägende Erfahrung hinzu. Diese kulturellen und ökonomischen Differenzen mögen jenseits des Klischees von der bösen Schwiegermutter eine Rolle dabei gespielt haben, dass *Marthas* Mutter der Verbindung skeptisch bis ablehnend gegenüberstand.

Die Beziehung zwischen *Sigmund Freud* und *Martha Bernays* hatte 1882 mit dem Austausch eines „Viel-Liebchen“, einer doppelkernigen Mandel, einem verstohlenen Händedruck unter der Tischdecke und einem Strauß Rosen begonnen: „Die himmlischen Rosen, die Sie mir heut geschickt, stehen vor mir und duften und sagen mir so'nen lieben Gruß von Ihnen – von meinem neugewonnenen ernstern Freund“ schrieb *Martha* voller Begeisterung.

In den Brautbriefen zeigte sich *Freud* seiner Liebsten in blumiger Sprache werblich zugetan. Er richtete seine Briefe u.a. an sein „süßes Mädchen“ (398), „Du süßes Engelmädchen“ (366), „mein schönes Mädchen“ (268), an sein „geliebtes Mädchen“ (429) und sein „teures Prinzeßchen“ (428): „Wie schön du bist und lieb und teuer“. Sie war dagegen gut hanseatisch etwas kühler: „Mein geliebter Gestrenger“ (399) und doch auch „Liebster“ (372), „Mein geliebter, süßer Freund“ (373) und „Mein geliebter, kleiner schwarzer Mann“ (425).

Freud ließ *Martha* auch an seinen Nöten, insbesondere seinen Bemühungen, eine auskömmliche Anstellung zu finden, teilhaben. Was für ihn damals als Jude keineswegs einfach war. „Sei nicht böse, (...), wenn ich dich in die krausen Wege und Verhältnisse einführe, auf die ich in meinem Kampf ums Dasein geraten bin“ (366). Er hatte als Jude auch Differenz zu notieren „Unheimlich, so einen Mann zu sehen, der viel über uns vermag, und über den wir gar nichts vermögen. Nein, der Mann ist keiner unserer Rasse. Ein germanischer Waldmensch“ (367).

Beeindruckend, mit welchem Nachdruck er um seinen Anspruch auf *Martha* kämpfte. „Ich verlange von dir, daß Du gegen mich offen und vertraulich bist und die Feigheit in allen Dingen, wo es irgendetwas Unangenehmes zu ertragen gibt, aufgibst...“ (476); „daß Du mein bist, erkenne ich daran, daß Du meine Anschauungen und

Handlungsweise wenigstens im Großen und Ganzen zu den Deinen machst. Kannst Du leugnen, Geliebte, daß Du es bisher nicht getan hast, daß alle unsere Zwigigkeiten durch eine Reihe von Unentschiedenheiten und kleinen Feigheiten und Verheimlichungen entstanden sind?“ (476). „Du findest leicht Männer nach dem Herzen von Mama, die schmeicheln ohne zu fordern; ich bin zu entmutigt, je wieder eine Freundschaft bei einem Weibe zu suchen. Schreibe mir also lieber ruhig, ob Du zugestehst, daß Du da unrecht hattest, ob Du glaubst und versprichst, so sein zu können, wie ich verlange, und laß mich in Deinem Briefe den Beweis davon sehen, denn gegen bloße Versprechen bin ich mißtrauisch geworden.“ (476). *Sigmund* hält sich für berechtigt, zu verlangen, dass sich *Martha* von ihren Verwandten löst. Er baut gehörigen Druck auf: „Wir brechen, sage ich, nach einer unbefriedigenden Antwort Deinerseits den Verkehr ab, weil wir uns aufreiben.“ (477).

Die Briefe an seine Braut, wie überhaupt seine Briefe an Familienmitglieder, zeigen noch einmal ein anderes Bild des Mannes, der die Psychoanalyse begründet hat. Nicht also den, der sich nach außen so verschlossen gab und lieber einen schlechten Eindruck hinterließ, als sich zu zeigen – wie einst der Biograph *Ludwig Marcuse* (1972) geschrieben hatte. Sie enthalten jedoch nichts gänzlich Unbekanntes oder wirklich Neues oder auch nur Überraschendes. Für historisch Interessierte und nach ihren Quellen suchende Psychoanalytiker mag die Briefedition von Interesse sein. Für nur Neugierige ist sie im Ganzen zu langweilig.

Literatur

- Appell Rainer* (1986): Was bisher unterschlagen wurde. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 268, vom 18. November 1986.
- Dührssen Annemarie* (1994): Die Freuds und die Bernays. Zwei jüdische Familien. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*. 40, 1, 3–10.
- Marcuse Ludwig* (1972): Sigmund Freud. Sein Bild vom Menschen. Zürich: Diogenes.
- Schuch Hans Waldemar* (2009): Freud aus Sicht der Integrativen Therapie. Einige Bemerkungen zu Person und Werk von Sigmund Freud (1856 – 1939) aus Anlass seines 150. Geburtstages. In: *Anton Leitner, Hilarion G. Petzold* (Hg.)(2009): Sigmund Freud heute. Der Vater der Psychoanalyse im Blick der Wissenschaft und der psychotherapeutischen Schulen. Wien: Krammer, 399-429.

Prof. Dr. Hans Waldemar Schuch

Anton Leitner, Hilarion G. Petzold (Hg.) (2009): Sigmund Freud heute. Der Vater der Psychoanalyse im Blick der Wissenschaft und der psychotherapeutischen Schulen. Wien: Krammer Verlag, 700 Seiten

Es ist vielleicht ein Wagnis, so kurz nach dem *Freud*-Jahr einen voluminösen Band zur Stellung von „Sigmund Freud heute“ vorzulegen. Wenn es das Ziel war, den vielen Huldigungen und Verklärungen eine nüchterne Bilanzierung entgegenzustellen, dann ist dies grandios gelungen. In jedem Fall wird der Band einen neuen Standard hinsichtlich der kritischen Auseinandersetzung mit dem Erfinder der Psychoanalyse setzen. Eine solide Kenntnis der wichtigsten Annahmen *Freuds* wird dabei freilich vorausgesetzt; am meisten profitieren werden vermutlich Personen, die im therapeutischen oder psychiatrischen Bereich arbeiten und sich abseits gängiger *Freud*-Klischees über den aktuellen Stellenwert seiner Theorie informieren wollen.

Die Herausgeber - beide sind „Integrative Therapeuten“ - des interdisziplinär angelegten Bandes betonen mehrfach, dass es Ziel gewesen sei, „Freud gerecht zu werden“ und gleichzeitig „weiterführende Kritik“ (S. 37) an seiner Theorie und der Psychoanalyse insgesamt zu üben. Dass dies von Interesse für das gesamte Spektrum der Therapieverfahren ist, zeige sich an den „großen Heilserwartungen“ und „Heilungsversprechungen“, die *Freud* als erster im Hinblick auf Psychotherapie geweckt hatte (S. 15). An diesem Erbe zeigt sich, dass es letztlich gar nicht um *Freud*, sondern um das Psychotherapiewesen insgesamt geht, „um die Verbesserung von Wegen, Menschen in humaner und respektvoller Weise bei vitalen Problemen, Krankheiten und Leiden zu helfen“ (S. 8); und dass dies die Einbindung der Psychoanalyse in den disziplinen- und schulenübergreifenden wissenschaftlichen Diskurs erfordert.

Dass man sich bei fast allen Beiträgen auf eine faire Auseinandersetzung eingelassen hat, spricht für die Auswahl der AutorInnen, die das Spektrum der wissenschaftlichen (und philosophischen) sowie der therapeutischen Sichtweisen auf *Freud* gut abdecken. Es ist allerdings auch unübersehbar, dass die kritischen Töne bei weitem überwiegen und der/die LeserIn es mit einer sachlichen, aber dadurch umso konsequenteren Abrechnung mit *Freud* (und der orthodoxen Psychoanalyse) zu tun hat.

Der erste Teil versammelt unter dem Titel *Perspektiven der Wissenschaften* neun Beiträge, in denen die Haltbarkeit von *Freuds* Theorien auf den Prüfstand gestellt wird. Gleich die ersten Beiträge stellen trotz unterschiedlicher Zugänge fast schon vernichtende Zeugnisse aus. *Frank J. Sulloway*, bekannt durch sein *Freud*-Buch aus dem Jahr 1979, erläutert in einem Interview, warum seine kritische Haltung sich seither weiter verschärft hat. Er macht dies insbesondere an der mangelnden Anerkennung der Vorarbeiten von *Wilhelm Fließ* und an der Hagiographie der *Freudschen* „Eigenanalyse“ fest, die er für „eine der größten Legenden in der Geschichte der Wissenschaft“ hält (S. 58). Sein Urteil, die Psychoanalyse sei

„Pseudowissenschaft“ (S. 69) und erfülle die Funktion einer Religion (S. 72), bereitet dem Angriff *Adolf Grünbaums* das Feld. *Grünbaum* hat sich seit den 80er-Jahren in zahlreichen wissenschaftstheoretischen Arbeiten mit den Grundthesen der Psychoanalyse auseinandergesetzt und gilt als einer ihrer profundesten Kritiker. Im vorliegenden Beitrag deckt er drei „Trugschlüsse“ auf, die allesamt die Fundamente der Psychoanalyse betreffen: erstens die Herleitung der Verdrängungshypothese in den 1890er-Jahren, die letztlich „keine Grundlage“ habe (S. 88); zweitens die „erkenntnistheoretischen Schwächen“ der freien Assoziation, die sich insbesondere bei der fragwürdigen Untermauerung der Wunscherfüllungshypothese in der *Traumdeutung* zeige (S. 89ff.); drittens die Annahme eines „dynamischen Unbewussten“, die *Grünbaum* im Seitenblick auf die kognitive Psychologie in Frage stellt (S. 100ff.). Dieser letzte Punkt bleibt etwas vage, und so passt es gut, dass auf seinen Beitrag die ebenfalls wissenschaftstheoretisch untermauerte Fundamentalkritik von *Felix Annerl* folgt. Dies ist sicherlich einer der schwierigsten Beiträge, was sich vielleicht schon daraus erhellt, dass hier das (*philosophisch-*)analytische Denken gegen ein Denken in Stellung gebracht wird, das ebenfalls (*psycho-*)analytisch genannt wird. *Annerl* intendiert dabei nichts Geringeres als die Ersetzung des „Unbewussten“ durch ein „differenziertes System der Handlungs- und Situationsarten“ (S. 145). Der unreflektierten Teleologie, die *Freud* in das Unbewusste hineinprojiziert habe, soll weniger Speklatives entgegengesetzt werden - diesseits von „Homunkulus“-Phantasmen (vgl. auch den Beitrag von *Sponsel*, S. 179).

Wer nach dieser massiven Infragestellung des wissenschaftlichen Werts der Psychoanalyse noch immer an ihr festhalten will, wird dies durch die weiteren Beiträge erschwert sehen. Von Seiten praktizierender Therapeuten (*Sponsel*, *Van Rillaer*, *Petzold/Orth-Petzold*) wird die wissenschaftstheoretisch untermauerte Kritik zum Einen wiederholt (etwa der Hinweis auf die mangelnde empirische Überprüfung der psychoanalytischen Postulate) und zum Anderen (durch genaue Kenntnis der *Freudschen* Theorien und Praxeologien) noch erheblich vertieft. Besonders lesenswert ist der Beitrag von *Klaus Schlagmann*, der *Freuds* Literaturbetrachtungen nachgeht und bereits bei der Adaption der Ödipus-Sage eine „Fehldeutung“ attestiert (S. 230), wie überhaupt *Freud* bei seinen Interpretationen die „Verkehrung ins Gegenteil“ als konstantes Prinzip anwende - in besonders dreister Form bei der Interpretation von *Wilhelm Jensens* Novelle *Gradiva*, der sich *Schlagmann* ausführlich zuwendet.

Es finden sich nur zwei Beiträge, die der Psychoanalyse aus wissenschaftlicher Sicht ein positives Zeugnis ausstellen: (1.) *Robert Langnickel* und *Hans J. Markowitsch* sehen (im Anschluss u.a. an *Eric Kandel*) gute Anknüpfungspunkte an die Neurowissenschaften, insbesondere weil *Freud* selbst in den 1890er-Jahren eine solche Anbindung selbst gewünscht habe, aufgrund des „Mangels einer geeigneten Methode der damaligen Neurologie“ aber nicht habe umsetzen können (S. 167), sodass die Kooperation dieser beiden Bereiche von den Autoren als „die Realisierung einer bisherigen Utopie“

bezeichnet wird. (2.) *Volker Tschuschke* widerspricht in seinem Beitrag dem „Mythos“, die Psychoanalyse verschließe sich gegen die empirische Forschung (S. 307), tatsächlich habe die empirische Forschungskultur „bereits früh“ eingesetzt und die Wirksamkeitsforschung attestiere der Psychoanalyse signifikante Erfolge (S. 315f.). Gerade dieser Beitrag wird aber von den Herausgebern in der Einleitung relativiert, indem sie in Frage stellen, wieviel von diesem Erfolg der „traditionellen Psychoanalyse“ oder eher der „moderne[n], aktiv-erlebnisorientierte[n] Behandlungsmethodik auf psychodynamischer Grundlage“ zuzuschreiben sei (S. 40).

Hier zeigt sich deutlich eine unaufgelöste Spannung dieses Buches: nämlich *Freud* bzw. die Psychoanalyse interdisziplinär zu betrachten, dies aber auf der Basis der Theorie der Integrativen Therapie in Angriff zu nehmen. Zwar betonen die Herausgeber, dass sie sich „dem Thema nicht als Vertreter einer ‚Schule‘ nähern“ (S. 12), doch bleibt fraglich, wie dies gerade bei der traditionell äußerst kritischen Einstellung der Integrativen Therapie gegenüber *Freud* und der Psychoanalyse (auf die lange Tradition der Kritik wird immer wieder hingewiesen) gelingen soll - vor allem, wenn nur ansatzweise VertreterInnen der Psychoanalyse zu Wort kommen (von denen zudem keiner dem analytischen Mainstream angehört).

Der zweite Teil - *Perspektiven der Therapieschulen* - hat eher Nachschlagecharakter. Zwölf Therapierichtungen sind vertreten, die jeweils in knapper Weise ihr Verhältnis zu *Freud* bzw. zur *Freudianischen* Psychoanalyse erläutern. In manchen Fällen (Psychodrama, Systemische Familientherapie, Verhaltenstherapie) gibt es so gut wie keine Verbindungen; in anderen Fällen beginnt die eigene Geschichte mit der expliziten Loslösung von *Freud* (Individualpsychologie, Analytische Psychologie, Logotherapie). All das ist weitgehend bekannt, und die AutorInnen nutzen ihre Beiträge zumeist bloß zur Darstellung des eigenen Verfahrens. Allerdings ragen hier drei Beiträge heraus: (1.) Der psychoanalytische Dissident *Manfred Pohlen* thematisiert nicht nur die sonst ausgeblendete Machtfrage, sondern entwirft zudem eine mutige Suggestionstheorie, mit der er zu einer größeren Wahrhaftigkeit des psychoanalytischen Diskurses beitragen will. (2.) *Hilarion Petzold* stellt mit *Pierre Janet* einen von der orthodoxen Psychoanalyse verfeimten Ideengeber *Freuds* vor und versucht damit, einer therapiehistorischen Ungerechtigkeit entgegenzuwirken. (3.) *Hans Waldemar Schuch* ist die wohl informativste und ausgewogenste *Freud*-Darstellung im vorliegenden Band gelungen, wobei freilich auch er *Freud* ein „Scheitern“ attestiert und resümiert, dass die Integrative Therapie „kaum etwas mit *Freud* und seinem Werk im Guten direkt verbindet“ (S. 423).

Diese ablehnende Haltung wird in den überaus umfangreichen *Nachgedanken* von *Johanna Sieper*, *Ilse Orth* und *Hilarion G. Petzold*, den TheorievorreiterInnen der Integrativen Therapie, noch weiter vertieft. Zwar grenzt man sich von einseitig negativen *Freud*betrachtungen ab (etwa dem *Schwarzbuch Psychoanalyse*), doch an der Fundamentalkritik und der Negativbilanz ändert das nichts. Kritisiert wird

unter anderem der aggressive Hegemonialanspruch der Psychoanalyse (S. 585), die Manipulationen der Fallbeschreibungen *Freuds* (S. 592), die „unglaubliche Ausgrenzungspolitik“ gegenüber den übrigen Therapieverfahren (S. 601), der ethisch und rechtlich fragwürdige Anspruch auf die „Umstrukturierung der Persönlichkeit“ in der Analyse (S. 606), *Freuds* „paternalistischer Dominanzdiskurs“ (S. 607) und vieles mehr - die Liste ließe sich fast endlos fortsetzen. Die Würdigungen bleiben dagegen fast wirkungslos und sind eher dem Willen zu einer ausgewogenen, „gerechten“ Auseinandersetzung zu verdanken als einer konkreten inhaltlichen Anerkennung. Fast scheint es, als betrachte man die orthodoxe Psychoanalyse wie einen renitenten Jugendlichen, der sich bislang hartnäckig weigert, erwachsen zu werden - was heißen würde, die stolze Ablehnung anderer Verfahren aufzugeben und in einen gemeinschaftlichen therapiewissenschaftlichen Diskurs einzutreten. Genau dazu will man aber die Psychoanalyse bewegen. Was deren Orthodoxie zu diesem Erziehungsversuch sagt, bleibt unklar.

Der Band hinterlässt, damit einhergehend, noch einen anderen Eindruck: dass nämlich die Integrative Therapie die Position der erwachsenen Erzieherin beansprucht. Untermauern ließe sich dieser Anspruch anhand des „Integrationsparadigmas“, das zwar nicht nur von der Integrativen Therapie vertreten, bei ihr aber in konsequentester Weise durchgehalten wird. LeserInnen dieses Bandes werden sich daher unweigerlich mit dem Anspruch und dem Diskurs der Integrativen Therapie konfrontiert sehen, der sich damit gleich in mehreren Beiträgen ausgiebig (ein gutes Drittel des Buches ist von seinen VertreterInnen verfasst) selber darstellt. Dies könnte für LeserInnen, die damit rechnen, den psychoanalytischen Diskurs selbst im Buch wiederzufinden, ein Hindernis darstellen. Für alle, die auf der Höhe der (Therapie-)Wissenschaften denken und arbeiten wollen, wird der Band allerdings überaus wertvolle, vielleicht sogar unentbehrliche Einsichten bereitstellen.

Dr. Bernd Bösel



8. Osnabrücker Kongress »Bewegte Kindheit«

Zum 8. Mal findet in der Zeit vom 28.2. bis 02.03.2013 der bundesweit bekannte Osnabrücker Kongress »Bewegte Kindheit« statt. Auch dieses Mal liegt ein attraktives Programm vor, das eine gelungene Mischung von Theorie und Praxis verspricht. Renommierete Referent/innen aus dem In- und Ausland garantieren anspruchsvolle Kongressinhalte.

In über 150 Einzelveranstaltungen werden neue wissenschaftliche Erkenntnisse über die Entwicklung, Bildung und Erziehung von Kindern vorgestellt und praktische Anregungen für die Gestaltung einer »Bewegte Kindheit« gegeben.

Im Vordergrund des 8. Osnabrücker Kongresses »Bewegte Kindheit« steht das Thema **„Inklusion“** als eine der großen bildungspolitischen Herausforderungen.

Die Veranstaltungen werden sich mit der Frage beschäftigen, wie Kinder ihre Potenziale entfalten und ihre Ressourcen über Bewegung entdecken können. Der Kongress wird vom Institut für Sport- und Bewegungswissenschaften der Universität Osnabrück in Kooperation mit dem Niedersächsischen Institut für Frühkindliche Bildung und Entwicklung, mit Sportverbänden und Unfallversicherungsträgern veranstaltet.